

3. Existentielle Außenseiter: Gegendiskurse zur Legitimation gleichgeschlechtlichen Begehrens

Die bürgerliche Aufklärung hatte parallel zur Konstruktion natürlicher komplementärer Zweigeschlechtlichkeit die Widernatürlichkeit gleichgeschlechtlicher Handlungen vom theologischen ins anthropologische Paradigma übertragen. Die zunächst naturphilosophisch, später auch biologisch-materialistisch begründeten Geschlechtscharaktere dienten dazu, Verletzungen sozialer Geschlechterrollen, zu denen immer auch das Begehren gehörte, zu verurteilen. Zum einen wurde die ‚soziale Vermännlichung‘ von Frauen als unnatürlich verurteilt und so das Patriarchat legitimiert; zum anderen widersprach der verweiblichte Mann den bürgerlichen Tugenden. Der Päderast befand sich hier in der Gesellschaft des ebenfalls stereotyp als verweiblicht diffamierten Höflings. Die Natur als Fundament des egalitären bürgerlichen Gegenmodells zur hierarchischen Ständegesellschaft war den Aufklärern auch deswegen ein Vorbild, weil sie ihnen als sittsam galt, mithin auch ein Gegenmodell zur Sinnlichkeit der höfischen Welt abgab:¹ „Der Bourgeoisie graut vor Exzessen; sie schreibt der Natur ihren Hang zur Mäßigkeit in allen Dingen zu.“²

Bereits der Protestantismus Luthers hatte die Dichotomie von Natur und Widernatur, von lässlicher Sünde der ehelichen Fortpflanzung und lustvoller Verschwendung, hin zur Differenzierung zwischen guter ehelicher und verwerflicher außerehelicher Sexualität verschoben.³ Mäßige Sexualität in der Ehe galt in der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft als sittsam. Die theologische Verurteilung der Päderastie als Sünde wurde in den Ausschluss der Päderasten aus Natur und Gesellschaft übersetzt. Wie die Männerliebe „den idealistischen Begriff des Bösen vollständig“ erfüllte,⁴ so bedeutete der „lasterhafte Wille des Päderasten

¹ Linck (1997), S. 68. Linck zitierte aus einem der zu der Zeit „stark rezipierten ästhetischen Grundlagen-Texte“, dem *Pseudo-Longin*, die Empfehlung an die Schriftsteller (die sich als Avantgarde der neuen Ordnung und ihre Texte als „Beiträge zur antihöfischen Diskussion“ verstanden), „die Schöpferin der Menschen, die Natur, nachzuahmen, die uns die Schamteile nicht ins Gesicht setzte und die Ausscheidungen der ganzen Körpermasse nicht bloßlegte, sondern so viel als möglich verbarg, und ihre Abzugskanäle (...) möglichst weit wegrückte“. ([Pseudo-Longin]: Die Schrift über das Erhabene. Hrsg. von H. F. Müller. Heidelberg 1911; hier: S. 60; zit. nach Linck (1997), S. 68.)

² Aron / Kempf (1982), S. 49f.

³ Die protestantische Ehephilosophie, die sich gegen das Ideal der sexuellen Enthaltbarkeit und des Eheverzichts richtete, hatte, so Tilmann Walter, den Biologismus der Säftemedizin – den Glauben an die physische Unumgänglichkeit der Sexualität – religiös überhöht: „Allein in der Ehe ist der Sex gut, und in der Ehe kann der Sex nicht schlecht sein.“ - ‚Natürlich‘ nur die genitale Vereinigung. Heilkundliche Texte hatten im 15. Jahrhundert die „Auffassung, (beinahe) jeder Geschlechtsverkehr innerhalb der Ehe sei legitim, mit Bezug auf die antike Humoralmedizin“ vorweggenommen. (Walter (1998), S. 148f.) Zur Bewertung von ehelichem Sex in der katholischen Theologie vgl. a.a.O., S. 83-102. Walters Kritik an Foucault ist berechtigt, soweit sie dessen Vernachlässigung der protestantischen Theologie betrifft. (a.a.O., S. 487). Aber Foucault hatte nicht behauptet, dass die moralischen und ideologischen Inhalte des Sexualitätsdispositivs neu waren und die Diskursivierung des Sex ein exklusives Phänomen des 19. Jahrhunderts war (a.a.O., S. 149).

⁴ Die Männerliebe bedeutete „als Verbindung des Unnatürlichen mit dem Tierischen das theoretisch Scheußliche“, als Verbindung des Unnatürlichen „mit dem sinnlich Abstoßenden, dem Anus und dem Kot“, das „sinnlich Scheußliche“ und ist „böse als das praktisch Scheußliche, weil der Päderast sich um seiner Lust willen der auf Zwecke ausgerichteten Gattungsbestimmung verweigert und den Begattungsakt durch Verkehrung verhöhnt“. (Linck (1997), S. 71.)

(...) zuletzt die positive Verletzung der Idee des Guten und ist deshalb schlechthin das ethisch Häßliche. Hier liegt die Ursache für das existentielle Außenseitertum des Homosexuellen“. Der Päderast, ein existentiell unmoralischer Mensch, der zudem als „bürgerlich unzuverlässig“ erschien, da er eigensinnig darauf beharrte, „den natürlichen Pflichten nicht nachkommen zu müssen“:⁵ „Was die unnatürliche Unkeuschheit betrifft: so ist sie schon aus dem Grunde strafbar, weil sie den ursprünglichen Anordnungen und folglich den Gesetzen der Natur widerspricht. Sie wird aber noch strafbarer in Beziehung auf die bürgerliche Gesellschaft, weil der Wollüstling, der sich diesen Lastern überläßt, gewöhnlich ein schlechter Bürger ist.“⁶

Vor diesen Hintergrund der Verurteilung der Päderastie als widernatürliche Unzucht im Diskurs der Aufklärung entstanden ab dem späten 18. Jahrhundert Gegendiskurse, die versuchten, die gleichgeschlechtliche Liebe als Naturerscheinung zu legitimieren. Folie und Bezugspunkt dieses Gegendiskurses war die Thematisierung der sogenannten griechischen Liebe im kulturgeschichtlichen Diskurs des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Dessen Strategie war es, durch Aufspaltung des platonischen Eros in eine seelische Knabenliebe (pädagogischer Eros) einerseits und eine lasterhafte Knabenschändung andererseits die Idealisierung der griechischen Kultur und den naturrechtlich begründeten Ausschluss der Päderasten aus Natur und bürgerlicher Gesellschaft zu vereinbaren. (Selbst-)Bekenntnisse von Männer liebenden Männern spiegelten die Seelenliebe als moralische Maxime wider. Doch wurde bereits in einem dieser Texte diese Polarität von Seelenliebe und Körperschändung in die von angeborenem Geschlechtstrieb und unzüchtiger körperlicher Männerliebe umgedeutet (3.1).

Das dreibändige Buch von Friedrich Wilhelm Ramdohr (1798) mit dem bezeichnenden Titel *Venus Urania* war der erste moderne theoretische Entwurf, der sich als Legitimation gleichgeschlechtlichen Begehrens lesen lässt (3.2). Im Gegensatz zu den biologistischen Konstruktionen von bipolaren Geschlechtscharakteren und Heterosexualität in ihm zeitgenössischen Anthropologien definierte Ramdohr – darin quasi Urahn des modernen *Gender*-Ansatzes – Körper- und Seelengeschlecht unabhängig vom anatomischen Geschlecht metaphorisch durch kulturell als männlich oder weiblich geltende Eigenschaften. Das ermöglichte eine Kritik der normativen an der Anatomie der Geschlechter festgemachten Heterosexualität. Trotzdem blieb der Status der anatomisch gesehen homosexuellen Geschlechtssympathie ambivalent: Ramdohrs Moralgeschichte der Liebe holte seine Naturkunde der Liebe ein.

In den 1830er-Jahren veröffentlichte Heinrich Hössli die wahrscheinlich erste Emanzipationsschrift zur Männerliebe: eine naturphilosophische Rechtfertigung der mann-männlichen Liebe mittels einer Apologie des platonischen Eros (3.3). Platons ethisch-ästhetische Regeln zur Veredlung dieser Liebe wertete Hössli positiv als Beweis dafür, dass Platon die körperlichen Wurzeln der Männerliebe anerkannt habe. Berufung auf die Autorität der griechischen Kultur einerseits und *Beschreibung* des Ursprungs der von ihm konstruierten Geschlechtsnatur des Männlichliebenden mittels des von Aristophanes erzählten Doppelwesen-Mythos an-

⁵ Linck (1997), S. 71f.

⁶ Wieland, Ernst Carl: Geist der peinlichen Gesetze. Theil 1 und 2. Leipzig 1783/84; hier: Theil 2, S. 235, § 518; zit. nach Derks (1990), S. 151.

dererseits machen die Differenz – Mythos statt Logos, Ursprung statt Ursache – zu Ulrichs‘ naturwissenschaftlicher *Begründung* der mann männlichen Liebe deutlich.

Ulrichs‘ naturrechtlich-naturwissenschaftliche Konstruktion der Sonderanthropologie des ‘dritten Geschlechts’, der Urninge, markiert den Umschlagpunkt vom Allianz- ins Sexualitätsdispositiv (3.4). Weder die Tatsache der Identitätskonstruktion selbst noch die Behauptung des Angeborens des gleichgeschlechtlichen Begehrens war das Diskursgeschichte schreibende Neue an Ulrichs‘ Theorie, sondern die naturwissenschaftliche Begründung dieser Identität als Wahrheit oder Wesen des Subjekts: eine Identität, die über die Sexualität hinaus die gesamte Persönlichkeit prägte. Anders als Hössli verankerte Ulrichs den effeminierten Habitus als wesenhafte, natürliche Weiblichkeit des männlichen Homosexuellen und heterosexualisierte dadurch sozusagen das gleichgeschlechtliche Begehren. Doch war Ulrichs im Gegensatz zu Hirschfeld kein Mediziner, sondern Jurist, der nicht auf dem Boden der Sexualpathologie (deren Konstituierung Ulrichs erst anstieß), sondern des Naturrechts argumentierte, um gegen die juristische Sanktionierung der Homosexualität und deren gesellschaftliche Verurteilung einzutreten. Gleichwohl argumentierte Ulrichs dem Zeitgeist entsprechend biologistisch. Dass aus dem Naturrecht bislang die Widernatürlichkeit der Männerliebe abgeleitet worden sei, bezeichnete er als naturwissenschaftlichen Irrtum und begründete mittels eines naturwissenschaftlichen Hypothesensystems, dass die gleichgeschlechtliche Liebe eine angeborene Naturerscheinung sei. Seine Theorie des Leib-Seele-Hermaphroditismus, die Definition der sexuellen Inversion als einer geschlechtlichen Inversion, stellt zugleich die diskursive Wurzel der Transsexualität dar.

Resümierend (3.5) ist Ulrichs, der eine Subjektkonstruktion im Spannungsverhältnis von Selbstentlastung und ‚Fremd‘-Pathologisierung angestoßen hat, nicht auf einen bloßen Vorgänger Hirschfelds zu reduzieren, sondern am Übergang von einer naturrechtlich-naturphilosophischen zu einer analytisch-naturwissenschaftlichen Argumentation – das bedeutet für den Diskurs von Homosexualitäten: am Übergang vom Allianz- zum Sexualitätsdispositiv – zu verorten.

3.1 (Auto-)biographische Bekenntnisse ‘reiner’ Männerliebe – Spiegel der Spaltung des griechischen Eros in seelische Knabenliebe und Knabenschändung

Unter das bürgerliche Verdikt der widernatürlichen Unzucht fiel auch die Männerliebe der Griechen. Trotz der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder einsetzenden Idealisierung der griechischen Antike dominierte den kulturgeschichtlichen Diskurs eine „selbstbewußte moralische Empörung, die die Griechen eines ‘ganz unbegreiflichen Lasters’ für schuldig befand“.⁷ Im Mittelpunkt der Rezeption von Werken, die das idealisierten, was den Rezipienten als Laster galt, standen Platons *Phädro*s und *Symposion*. Die in der griechischen Philosophie problematisierten ethischen und ästhetischen Regeln, Selbsttechniken der Lust, mittels denen sich der Knaben liebende freie Polisbürger als Moralsubjekt konstituieren sollte,⁸

⁷ Müller (1991), S. 96.

⁸ Vgl. Kapitel 4 (Erotik) in: Foucault (1989).

standen – abgesehen vom Inhalt – auch formal, als Individualmoral, sowohl der christlichen Gesetzesmoral als auch den Allgemeingültigkeit beanspruchenden naturrechtlichen Normen diametral gegenüber. Dass die platonische Erotik Regeln entwarf, die letztlich zur Entsexualisierung des Eros führten,⁹ bot den Anknüpfungspunkt der gängigen Interpretationsstrategie: der Spaltung der Knabenliebe in den pädagogischen Eros einer ausschließlichen Seelenliebe und das Laster der Knabenschändung.

Christoph Meiners, der in Deutschland 1775 den Reigen kulturhistorischer Arbeiten über die griechische Päderastie eröffnete,¹⁰ begründete – als selbstbewusster bürgerlicher „Prof.[essor] der Weltweisheit in Göttingen“¹¹ – die Einzigartigkeit der griechischen Kultur durch die „schwärmerische Liebe für die Schönheiten des männlichen Geschlechts“, durch die die Griechen „von allen alten und neuern wildern und cultivirten Völkern der Erde verschieden sind“. Da diese Männerliebe über Jahrhunderte „fast durch alle, wenigstens die tapfersten Völker Griechenlandes verbreitet“ gewesen und von ihren Philosophen als einer ihrer wichtigsten Gegenstände „mit der feierlichsten Ernsthaftigkeit“ behandelt worden sei, konnte es sich für Meiners bei dieser Liebe nur um Seelenliebe ohne geschlechtliches Begehren gehandelt haben:¹² „Diese Seelenliebe kann daher unmöglich in allen Staaten und Zeitaltern eine bloße Maske eines unnatürlichen Lasters gewesen sein: sie war, wenn man nicht alle Schriftsteller für Betrüger und die größten Männer für nichtswürdige Heuchler ausgeben will, reine, untadeliche Seelenliebe.“¹³

Das Verhältnis zwischen dem schöne Seelen liebenden Philosophen und dem tugendhafte Männer liebenden Jüngling wurde von Meiners als zärtlich charakterisiert;¹⁴ dagegen sei sexuelle Männerliebe die Ausartung dieser „edelsten Freundschaft“: „unnatürliche Lust“, eine „die heiligsten Gesetze der Natur zerstörende Liebe“. Die Verkommenheit des Einzelnen spiegele die des Volkes wider: das „widernatürliche Laster“, dem gewöhnlich „Nationen und Individua in ihrem hinfalligen schon sinkenden Alter“ verfielen, als „das sicherste Kennzeichen der äußersten Sittenverderbniß“. Meiners sah auch die merkantilistisch verheerenden Folgen, die das Laster habe, wenn es, wie bei den Griechen und Römern, „überhand“ nehme: „Entvölkerung“.¹⁵

In seinem Artikel *Päderastie* in der Brockhaus-Enzyklopädie von 1837 übernahm Moritz H. E. Meier diese Differenzierung in eine „reine und sittliche Knabenliebe“ und eine unzüch-

⁹ Vgl. Kapitel 5 (Die wahrhafte Liebe) in: Foucault (1989).

¹⁰ Meiners (1775). Diese Trennung von Homoerotik und Sodomie war jedoch nicht neu, sondern ist bereits in der Rezeption der platonischen Dialoge in der Renaissance zu finden, so in Marsilio Ficinos Kommentar von 1469. An diese Tradition knüpften auch die Essays über die Freundschaft von Bacon und Montaigne an. (Guldin (1995), S. 127-130) Vgl. Dall’Orto (1989), S. 59-62.

¹¹ Hössli (1996a [1836]), S. 275.

¹² Meiners (1775), S. 65f. Meiners’ Lob der griechischen Kultur fiel durchaus differenziert aus. (vgl. a.a.O., S. 63f.)

¹³ Meiners (1775), S. 81f.

¹⁴ Meiners (1775), S. 78, 87f.

¹⁵ Meiners (1775), S. 88f. Zum Auftreten der Bevölkerung als ökonomisches und politisches Problem im 18. Jahrhundert vgl. Foucault (1983), S. 37-40.

tige Knabenschändung, betonte aber, dass „auch die edlere Knabenliebe (...) nicht etwas rein Geistiges“, ihr „vielmehr etwas Sinnliches fast immer beigemischt“ gewesen sei: „das Wohlgefallen an der körperlichen Schönheit“.¹⁶ Dass Sokrates dem Verführungsversuch des Alkibiades trotz gemeinsam „unter seinem Mantel“ verbrachter Nacht widerstanden habe, führte Meier als für die edle Knabenliebe exemplarisch an, deren „erste, aber nothwendige Stufe“ die „Erotik des Leibes“ sei, deren „höchste Stufe mit der Philosophie zusammenfalle“.¹⁷ Bei seiner abschließenden Verurteilung *jeder Form* von Knabenliebe als widernatürlich kann der die Unzucht verdeckende Philosophen-Mantel auch als Metapher des Misstrauens gelesen werden. Philosophie als Deckmantel des Lasters: „Auch diese [d. i. die ‘edelste’ und ‘reinste’, die philosophische Knabenliebe; V. W.] war am Ende nichts Naturgemäßes, und sie mag bei entarteten Gemüthern Unnatürliches, ja Empörendes hervorgerufen und mit ihrem Philosophen-Mantel verdeckt haben; unsere Darstellung hat wol gezeigt, daß das Laster der Knabenschändung bei den Griechen in einem so betrübenden Umfange geübt worden ist, wie uns von einer so hochgebildeten Nation ganz unbegreiflich sein muß.“¹⁸

Die Männerliebe der Griechen wurde als *kulturgeschichtliches* Phänomen thematisiert, das sich überlebt hat. Meiners erklärte die ihm abenteuerliche Männerliebe zweckrational durch die unkultivierte Verfassung von „Zeitaltern, wo das Recht des Stärkern das einzige Recht war“ und „unzertrennliche Freundschaftsbündnisse unter einzeln Kriegern (...) fast notwendig“ gewesen seien. Diese „Leidenschaften starker Heldenseelen“ hätten sich „mit der Ausbreitung der Cultur“ zur Seelenliebe, zur „geistigsten Schwärmerei“, verfeinert.¹⁹ Dass es von der Verfeinerung zur Ausartung nur ein kleiner Schritt war, studierte das Bürgertum, das sich die Menschheitsgeschichte als stufenweise Verwirklichung der sittlichen Idee organisierte, bei Hofe. Es räumte der Männerliebe in ihrer Gesellschaft keinen Platz ein und prophezeite ihr Verschwinden im Gang der bürgerlichen Geschichte. „Der Sodomit, der das Tabu verinnerlicht,“ konnte sein Selbstverständnis nur „unter Bezugnahme auf eine vergangene und von der Gegenwart vorenthaltene Heimat: die Antike und die höfische Welt“, entwickeln.²⁰ Oder in bezug auf andere Kulturen.

Bereits vor der Aufklärung begann die ethnographische Imagination, eine von Rudi Bleys sogenannte ‘Geographie der Perversionen’ und, parallel dazu, eine ‘Geographie des Begehrens’ zu konstruieren. Als Reflex auf die Verurteilung der Sodomie als barbarisch, unmoralisch und unehrbar wurde über die angeblich weite Verbreitung gleichgeschlechtlicher Sexualität außerhalb des ‘zivilisierten’ Westens berichtet.²¹ „Sexualizing race“: gender-strukturierte

¹⁶ Meier (1837), S. 153, 155. Dem fast 40-seitigen kulturgeschichtlichen Artikel stand ein weniger als zwei Seiten langer gerichtsmedizinischer Artikel von Klose gegenüber. (Klose (1837).)

¹⁷ Meier (1837), S. 178, 183. Meiners schrieb, „Sokrates liebte den noch unverdorbenen Alcibiades und alle seine Schüler mit der reinsten Vaterliebe“. (Meiners (1775), S. 81.)

¹⁸ Meier (1837), S. 188. Selbst Lehrbücher der Gerichtsmedizin ließen diese Geschichte des Lasters nicht unberücksichtigt. Vgl. z. B.: Siebold (1847), S. 112.

¹⁹ Meiners (1775), S. 83-87.

²⁰ Linck (1997), S. 74f.

²¹ Bleys (1996), S. 50, 136.

gleichgeschlechtliche Praktiken in Amerika, Asien und dem Pazifik-Raum wurden zur Konstruktion femininer Rassen benutzt, die wiederum als fruchtbarer Boden sexueller Anomalien behauptet wurden. Das mehr oder weniger Fehlen von gegengeschlechtlichen Rollen in der arabischen Welt wurde als Zeichen von Männlichkeit gelesen, aufgrund der als weit verbreitet behaupteten Sodomie jedoch einer *unkontrollierten* Männlichkeit.²² Sexualität bzw. ihre Beherrschung wurde so als ein Parameter der Zivilisation gefestigt und zu einem Kriterium einer rassistischen Anthropologie: „The role of same-sex praxis within this new, hierarchical thinking differed significantly from before as it not only offered an indirect guideline for positioning people on a scale of masculinity, but it also operated as a textual *metonymy* of a people’s physical and civilizational status [Hervorh. im Original].“²³

Wie einerseits eine ‚Moralrhetorik der Prophylaxe‘ den Schutz vor nicht-westlicher Immoralität beschwor, um Sodomie aus der westlichen Zivilisation zu verbannen, so stützte andererseits die zwischen den Indizes ‚Weiblichkeit‘ und ‚Inferiorität einer Rasse‘ hergestellte Analogie die Vorstellung, Sodomie sei das Verhalten einer effeminierten Minderheit,²⁴ die nicht das zivilisatorische Niveau der bürgerlichen Gesellschaft erreicht habe und so aus dieser ausgeschlossen bzw. auszuschließen sei.

Frühe Selbstthematizierungen von Männerliebhabern drückten eine Verinnerlichung der moralischen Verurteilung der Päderastie aus. Die wenigen bekannten (auto-)biographischen Bekenntnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die Männerliebe thematisierten, spiegelten die im kulturhistorischen Diskurs entsexualisierte ‚edle‘ griechische Knabenliebe als moralische Maxime wider. Diese Bekenntnisse wurden in Zeitschriften veröffentlicht, die die beginnende Ablösung der Psychologie von Philosophie und Pastoraltheologie und die Konstruktion der Psychologie als Wissenschaft markieren: in dem von Karl Philipp Moritz herausgegebenen *Gnothi Sauton oder Magazin für Erfahrungsseelenkunde*²⁵ und in den von dem Leipziger Pastor Johann Samuel Fest herausgegebenen *Beiträge(n) zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein könnten, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit*.²⁶

Beide anonymen Verfasser berichteten stellvertretend von der Liebe eines Freundes; in beiden Fällen wurde die Vermutung einer literarischen Camouflage geäußert: die Autoren

²² Bleys (1996), S. 89, 97.

²³ Bleys (1996), S. 50.

²⁴ Bleys (1996), S. 98, 136.

²⁵ Moritz’ *Magazin* formulierte den Anspruch, Randgruppen in die Mitte der Gesellschaft zu holen. Das Schicksalskonzept wurde ersetzt; die Anderen wurden psychologisch legitimiert. Ihrem Verhalten wurde eine psychologische Funktionalität zugesprochen; es wurde als alternativlos nachgewiesen. (Obermeit (1980), S. 78.)

²⁶ Fests „aufklärerisch-seelsorgerliche Zeitschrift“ erschien zwischen 1788 und 1797 in einer geschätzten Auflage von etwa 500 Exemplaren. (Detering (1995), S. 265). Bisläng wurde der „offene Erfahrungsaustausch im ‘Magazin für Erfahrungsseelenkunde’“ für „singulär“ gehalten (vgl. Müller (1991), S. 181). Vielleicht ließen sich außer der von Detering veröffentlichten (Auto-)Biographie noch weitere Bekenntnisse entdecken.

sprächen über sich selbst.²⁷ Der eine schrieb von der Liebe seines Freundes ‚-g‘ zu einem „der schönsten jungen Männer die *ich* je gesehen [meine Hervorh.]“. Obwohl es augenscheinlich gewesen sei, dass der Geliebte „auch etwas Ähnliches für -g empfand“, hätte „eine gewisse Ängstlichkeit von beiden Seiten (...) es nie zu einer Erklärung kommen“ lassen.²⁸ Nach der Trennung von diesem Herrn sei ‚-g‘ melancholisch geworden. Bei seiner an die Leserschaft gerichteten Bitte um Rat signalisierte der verwendete griechische Begriff, dass der Autor wusste, worum es ging: „Τα παιδικά liegen gewis nicht zum Grunde, dafür stehe ich; aber Freundschaftsgefühle äussern sich doch auch nicht so. Hat man schon Beispiele von einer so seltsamen Verirrung der menschlichen Natur? und wie wäre meinem Freunde zu helfen?“²⁹

Ein Leser hatte verstanden, er wusste aus eigener Erfahrung, wovon der Ratsuchende sprach. In einem im nächsten Heft des *Magazins* veröffentlichten Brief berichtete jener von seiner „bis zur größten Leidenschaft“ gesteigerten „Zuneigung zu einer Mannsperson“,³⁰ die er sich aufgrund von „Vernunft und Religion“ versagt und, quasi nach platonischem Vorbild, in eine seelische Männerfreundschaft umgewandelt habe: „Ich wünschte nur die genaueste Vereinigung mit ihm; ja in meinen schwärmerischen Anfällen die Möglichkeit, mich ganz in ihn hineinziehen zu können, daß wir beide nur eine Person ausmachten. Vernunft und Religion aber hatten zuviel Einfluß auf mich, als daß ich unerlaubte Wünsche hätte sollen emporkommen lassen. (...) Dieses bezeugt auch mein jetziges Verhältniß mit N., da ich nunmehr mit ihm bekannt bin, und nie etwas Unanständiges ihm zugemuthet habe. Mein Wunsch mit ihm bekannt zu werden ist nun erfüllt, meine tödtende Unruhe hat mich verlassen, ich freue mich und bin glücklich!“³¹

Auch der (Auto-)Biograph in Fests *Beiträgen* wies eine den männlichen Körper ‚missbrauchende‘ Männerliebe weit von sich (bzw. schloss diese für seinen Freund aus),³² ging aber in einem entscheidenden Punkt über die in kulturgeschichtlichen Texten gängige Interpretation hinaus. Er postulierte die Neigung der Männerliebe als einen „angebohrne(n) unwillkürliche(n) Trieb“,³³ den er, scheinbar widersprüchlich, gleichwohl als unnatürlich qualifizierte: „Was für einen Zweck hatte die Natur bei einer so seltsamen Modifizierung eines Menschen?

²⁷ Das meinte Müller, auch wenn er den Begriff Camouflage nicht verwendet hat, im Falle des ‚-g‘ in Moritz’ Magazin (Müller (1991), S. 180), ebenso wie Detering im anderen Fall. (Detering (1995), S. 268.)

²⁸ anonym (1791a), S. 11f.

²⁹ anonym (1791a), S. 14.

³⁰ anonym (1971b), S. 160.

³¹ anonym (1791b), S. 164f.

³² So wurde über den Freund berichtet: „Daß seine Neigungen auf keinen Mißbrauch des männlichen Körpers abzwecken, daß er, wenn sie es thäten, viel zu edel und schamhaft wäre, sich ihnen ie zu überlassen, davon bin ich so überzeugt, wie von meinem eigenen Dasein.“ (Detering (1995 [1789]), S. 276) Der anonym veröffentlichte Beitrag, der in Deterings Text wiederabdruckt wurde, hat den Titel: Nachricht von einer seltsamen Irrung eines menschlichen Triebes. Der Erstdruck erschien in: Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung über diejenigen Dinge, die dem Menschen unangenehm sind oder sein könnten, und zur nähern Kenntniß der leidenden Menschheit 2 (1789), S. 327-349. Zitate aus diesem Beitrag werden nachfolgend als Detering (1995 [1789]) zitiert.

³³ Detering (1995 [1789]), S. 278. „Tausendmal hat er durch die lebhaftesten Bilder der Phantasie ihm eine andere Richtung zu geben (...) gesucht, aber vergebens“. (a.a.O., S. 270.)

Was suchte die Vorsehung, als sie in einen männlichen Körper eine weibliche Empfindung legte? (...) Dieser unnatürliche Trieb scheint mit seinem Ich genau verbunden zu sein, und ist ihm eben so fest eingepflanzt, wie uns andern die Liebe zum Weibe.“³⁴

Als Indiz eines angeborenen Triebes galt die sexuelle Phantasie: „Die ersten Bilder, die ihm seine Phantasie mit einer Art von wollüstiger Empfindung vormahlte, waren nicht Mädchen, sondern Knaben. Sein seltsamer Trieb scheint also angeboren zu seyn.“³⁵ Trotzdem der auf „sein eigenes Geschlecht gefallen(e)“ Geschlechtstrieb als weibliche Empfindung im männlichen Körper bezeichnet wurde, was Ulrichs Leib-Seele-Metapher vorwegzunehmen scheint, wurde dieser nicht mit einem weiblichen Wesen des Begehrenden konnotiert: „Mein Freund, der an Körper und Seele ganz andern Männern ähnlich ist, unterscheidet sich von ihnen in einer Rücksicht gänzlich, nemlich in der *Liebe* [Hervorh. im Original].“³⁶ Die Behauptung einer engen Verbindung zwischen Ich und Trieb markierte, so Detering, allerdings eine über das Begehren definierte Identität, die in dem Bekenntnis aber „noch nicht psychologisierend etikettiert, sondern als individuelle Geschichte“ einer Empfindung erzählt wurde.³⁷

Da der angeborene Geschlechtstrieb dem Willen des Subjekts entzogen sei, sei dieses an seiner Lage „ganz unschuldig“. Der (Auto-)Biograph entschuldigte aber nur den Trieb, nicht die Praktiken. Während bei „manchen diese Neigung so ausgeartet sein [soll], daß sie einen groben Mißbrauch des männlichen Körpers zum Zweck hat“, so sei sein Freund – und, so vermutet er, viele andere – „unschuldig und rein von Unzucht bei aller seiner unnatürlichen Neigung“. Diese moralische Differenzierung war Argument gegen die pauschale gesellschaftliche Verurteilung von Personen, die „Neigung gegen ihr eignes Geschlecht haben“.³⁸ Bereits hier wurden entsprechend geneigte historische Persönlichkeiten wie Sokrates und Friedrich II. als Stütze der Argumentation bemüht.³⁹ „Ich glaube deshalb, daß es sehr unbillig und lieblos sein würde, wenn man alle Jünglinge und Männer, die Neigung zu ihrem Geschlecht haben, für unmoralisch und lasterhafte Menschen halten wollte, da vielleicht ein großer Theil von ihnen des Mitleids mehr als des Hasses würdig sind.“⁴⁰

Der (Auto-)Biograph bezeichnete den angeborenen, unwillkürlichen Trieb wiederholt als ‘unnatürlich’, weil er/sein Freund ihn als unsittlich empfand. Die als Natur postulierte Neigung verursachte Leiden, weil sie eine natürliche ‘Modifizierung’ darstellte, die aus der sittlichen Weltordnung herausfiel.⁴¹ Das (Selbst-)Bekenntnis ist durch eine Ambivalenz gekenn-

³⁴ Detering (1995 [1789]), S. 270.

³⁵ Detering (1995 [1789]), S. 272.

³⁶ Detering (1995 [1789]), S. 269. Auch dessen große Schamhaftigkeit wurde, anders als im Geschlechterdiskurs des 19. Jahrhunderts, nicht als weiblicher Wesenszug bestimmt. (a.a.O., S. 272.)

³⁷ Detering (1995), S. 267.

³⁸ Detering (1995 [1789]), S. 275f. Insbesondere die größeren Städte wurden als Orte der Unzucht angesehen. (a.a.O., S. 276.)

³⁹ Detering (1995 [1789]), S. 278.

⁴⁰ Detering (1995 [1789]), S. 277.

⁴¹ Dass der (Auto-)Biograph den Trieb als unnatürlich bezeichnete, qualifizierte Detering aufgrund des Verweises „auf die ‘Natur’ als Urheberin als bloße Konzession“ (Detering (1995), S. 267) und nicht als Ausdruck des Leidens des (Auto-)Biographen an seiner Natur.

zeichnet: einerseits sprach die Berufung auf ein Angeborenein des Triebes den Bekenner von der moralischen Schuld willkürlicher Lasterhaftigkeit frei, andererseits sah dieser seinen Trieb – und schon gar nicht die durch diesen ‘angetriebene’ sexuelle Praxis – nicht schon deswegen als moralische Naturerscheinung an. So bestand der (Auto-)Biograph nicht auf der Unabänderbarkeit des angeborenen Triebes, er forderte nicht emanzipatorisch die Integration des mit diesem Trieb Veranlagten in die sittliche Weltordnung, sondern forderte Mitleid ein und Wissenschaftler auf, dem ‚Elenden‘ durch ein Heilmittel zu seinem heterosexuellen Lebensglück zu verhelfen. Die „Hoffnung, daß es vielleicht ein Mittel gebe“, das „Uebel zu tilgen“, motivierte dieses Bekenntnis einer ‘angeborenen Krankheit’:⁴² „Möchten doch Psychologen, Aerzte und Naturforscher es der Mühe werth halten, eine Sache nicht ganz zu übersehen, von der das lebenslange Glück eines Menschen abhängt.“⁴³

In welchem Ausmaß und vor allem mit welchen Folgen diese Bitte einmal Gehör finden wird, überstieg vermutlich die Vorstellungskraft des (Auto-)Biographen, der sich seiner historischen Tat bewusst war, „ein geheimes Elend ans Licht zu bringen, das bis jetzt meines Wissens noch kein Schriftsteller abhandelte, (...) das aber gewiß tausende kennen, das gewiß von vielen tief empfunden wird“. Der anonyme Schreiber empfand, wie später Ulrichs, bereits durch sein (Selbst-)Bekenntnis, für dessen Veröffentlichung er dem Herausgeber der *Beiträge* dankte, eine psychische Entlastung: „ (...) da Sie ein so menschenfreundliches Werk übernommen, und Leidenden aller Art einen Weg eröffnet haben, ihr geheimes Elend, das sie im Stillen zu tief niederbeugt, ihren Brüdern bekannt zu machen, und ihre Klagen laut erschallen zu lassen, um in dieser Ergießung ihres Schmerzes Rath, Trost, oder Erleichterung zu finden.“⁴⁴

⁴² Deterings Stilisierung dieser (Auto-)Biographie zu einem emanzipatorischem Bekenntnis, die er in einer Abwandlung des Praunheim’schen Filmtitels mit der Formulierung „nicht der (Auto-)Biograph ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“, (Detering (1995), S. 267) auf den Punkt gebracht hat, ist nicht nachvollziehbar. Vielleicht lag diese Stilisierung eher darin begründet, diesen von einem Göttinger Bibliothekar ‘entdeckten’ und von Detering erstmals wieder veröffentlichten Text als frühestes Dokument der homosexuellen Emanzipationsgeschichte interpretieren zu wollen. Um seine Interpretation zu stützen, qualifizierte Detering den vom (Auto-)Biographen an Wissenschaftler gerichteten Appell als selbstbewusst, weil die „Urheber-Instanzen“ Natur und Vorsehung „unüberbietbar“ seien (ebd.). Detering hielt angesichts dieser Ursachen theologische, moralische oder (bevölkerungs-)politische Einwände für unwichtig (Detering (1995), S. 266f.). Damit nimmt Detering eine ‘objektive’ Perspektive ein, die nicht der des (Auto-)Biographen entspricht. Der forderte trotz dieser Instanzen ein Heilmittel ein. Kurz, in diesem (Selbst-)Bekenntnis wurde die Leidensursache gerade nicht in den gesellschaftlichen Zuständen, sondern in der missratenen Natur des Subjekts gesucht, dessen Glück von einer erhofften Heilung abhängig gemacht wurde und nicht von einer Änderung der gesellschaftlichen Situation, in der es lebte. Schon aufgrund dieser Tatsache scheint mir auch Deterings Feststellung, dass mit Unterstützung von Sokrates, Virgil und Friedrich II. die „zuvor so wortreich verabscheute ‘widernatürliche’ sexuelle Praxis unversehens noch in ihr Recht“ trete, nicht gerechtfertigt zu sein, auch wenn die Erwähnung literarischer und historischer Autoritäten das zuvor entworfene Bild konterkariert. Zudem benutzte der anonyme Verfasser die Autoritäten, um zu zeigen, dass die *Neigung* und nicht die sexuelle Praxis „unmöglich ohne Ausnahme ein moralisches Verbrechen sein“ könne. (Detering (1995 [1789]), S. 277f.)

⁴³ Detering (1995 [1789]), S. 271.

⁴⁴ Detering (1995 [1789]), S. 269.

3.2 Ramdohrs metaphorische Definition von Geschlecht und die ambivalente Natürlichkeit des gleichgeschlechtlichen Begehrens

Am Ende des 18. Jahrhunderts erschien Friedrich Wilhelm B. Ramdohrs dreibändiges Werk *Venus Urania. Über die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung*.⁴⁵ Der Untertitel deutet den bürgerlichen moralischen Naturbegriff an: auf die im ersten Teil abgehandelte „Naturkunde der Liebe“ folgte im zweiten Teil die „Ästhetik der Liebe“ und im dritten schließlich die „Geschichte der Geschlechtsverbindung und Liebe“, die Ramdohr von der griechischen Antike bis zu seiner Gegenwart als Entwicklung von der Geschlechtszärtlichkeit zwischen Männern und dem Sklavenstatus der Frau hin zur durch wechselseitige Geschlechtszärtlichkeit gekennzeichneten bürgerlichen Liebesehe in „unsern heutigen moralischen Staaten“ nachzeichnete.⁴⁶ Der Haupttitel *Venus Urania* lässt sich dagegen, wenn man ihn nicht kurzerhand als falsch abqualifizieren will,⁴⁷ als Hinweis auf eine intendierte Legitimation gleichgeschlechtlicher Liebe lesen – eine poetische Fiktion Platons leitete, so Ulrichs, den Ursprung der mann männlichen Liebe vom Gott Uranus ab⁴⁸ –, die sich so weit vorwage, wie es die Sprech- und Publikationskonventionen der Zeit und die Moral des schreibenden Subjekts erlaubten. Ramdohrs Argumentation stellte die biologistischen Konstruktionen von bipolaren Geschlechtscharakteren und Heterosexualität zeitgenössischer Anthropologien auf den Kopf. Er sah diese Eigenschaften nicht als Ausfluss des anatomischen Geschlechts an, sondern ging umgekehrt von Eigenschaften aus, die in seiner Kultur als männlich oder weiblich bezeichnet wurden. Seine Naturkunde der Freundschaft und Geschlechtssympathie basierte auf einer metaphorischen Definition von Geschlecht, die moderne Gender-Theorien vorwegnahm.

Ausgangspunkt war die Infragestellung der Verkopplung von Geschlechtsliebe und Fortpflanzung. Der „Zeugungstrieb“ sei eine „Chimäre (...), wobey man die zufällige Wirkung mit dem Zweck verwechselt hat“.⁴⁹ „Es ist falsch, (...) daß der ursprünglichen Bestimmung der Natur nach die Triebe nach Körperverbindung sich nur auf solche Körper richten, welche in der Vereinigung mit einander zur Fortpflanzung geschickt sind“.⁵⁰

Ramdohr hielt es für einen großen Irrtum, „ein Irrtum, der bisher der Untersuchung über die Natur des Unterschiedes zwischen Freundschaft und Geschlechtsliebe sehr im Wege gestanden hat“, wenn „wir die Geschlechtsverschiedenheit unter den Menschen in dem Verhält-

⁴⁵ Ramdohr (1798). Ramdohr (1757-1822) war Jurist, Journalist und ab 1806 preußischer Diplomat. Er lebte in Rom und Neapel.

⁴⁶ Ramdohr (1798), I, S. 214-216. Geschlechtszärtlichkeit erforderte für Ramdohr Wechselseitigkeit. Diese sei bei ungebildeten Völkern, Ständen und Altersstufen nicht oder nur begrenzt gegeben. Als Beispiele nannte er die Orientalen, die griechische Antike, ihm zeitgenössische Bauern und Kinder. (a.a.O., S. 219-223.)

⁴⁷ So urteilte z. B. Sigusch (1999a), S. 117.

⁴⁸ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 2.

⁴⁹ Ramdohr (1798), I, S. 155.

⁵⁰ Ramdohr (1798), I, S. 115. Gegen die Vorstellung eines Zeugungstriebes fragte Ramdohr: „Denn warum würden sonst nicht alle Körper, welche (...) zur Erfüllung der Zwecke der fortbildenden Natur geschickt sind, sich einander anziehen? Warum würden selbst unter den Körpern, welche die Lusternheit erregen, einige so viel stärker als andere diesen Zustand hervorbringen?“ (a.a.O., S. 149.)

nisse derjenigen Personen gegen einander *ausschließend* aufgesucht haben, welche durch Körperverbindung zur Fortpflanzung der Gattung beytragen können, und ihrer äußern Bildung nach als geschickt dazu erscheinen [Hervorh. im Original]“.⁵¹ Denn das Geschlecht bestimmte Ramdohr nicht nur über die primären Geschlechtsmerkmale: „Oft trägt diejenige Person, welche allgemeinen äußern Kennzeichen nach zu den Frauenspersonen gerechnet wird, mehr männliche Anlagen an sich, als diejenige, welche man im gemeinen Leben zu den Mannspersonen zählt. (...) Mehr. Es ist falsch, daß nur die Körper eine Geschlechtsverschiedenheit zeigen, und vermöge derselben nach Verbindung streben! Nein! auch Seelen fühlen den Zug der Geschlechtsverwandschaft zu einander, und diejenige Zärtlichkeit, welche darauf beruht, ist weit verschieden von der Freundschaft zweyer Seelen von ähnlichen Geschlechtsanlagen.“⁵²

Den zentralen Gedanken von Ulrichs vorwegnehmend, nahm Ramdohr eine Ausdifferenzierung bei der Geschlechtszuschreibung vor: die äußeren Geschlechtskennzeichen determinierten weder Körper- noch Seelengeschlecht. Doch anders als später Ulrichs konstruierte Ramdohr keine neuen Geschlechter, sondern wählte den umgekehrten Weg: er bestimmte die Kategorie *Geschlecht* metaphorisch, als „Bild“⁵³: „Die Anlagen oder Fähigkeiten des Menschen können sowohl dem Körper als der Seele nach auf zwey Dispositionen zurückgeführt werden, deren eine seine Stärke, die andere seine Zartheit ausmacht. (...) Jeder Mensch birgt (...) diese doppelte Disposition seiner Vermögen und Kräfte in sich, die in Rücksicht auf die ganze Gattung seiner Anlagen als zwey Geschlechter derselben anzusehen sind. (...) Der Mensch, bey dem die Stärke die Zartheit überwiegt, ist Mann: der Mensch, bey dem die Zartheit über die Stärke hervorrägt, ist Weib.“⁵⁴

Ramdohrs Unterscheidung von Freundschaft und „Geschlechtszärtlichkeit“ war starr: erstere basierte auf der „Sympathie mit dem Gleichartigen“, letztere auf „Geschlechtssympathie“.⁵⁵ Damit war Geschlechtszärtlichkeit per Definition *metaphorisch* heterosexuell, ein Streben, dem das Gefühl zugrunde lag, „wir sind von einer Gattung, aber nicht von einem Geschlecht“, ein Streben nach Verbindung, um sich Eigenschaften anzueignen: „der Starke will sich zugleich zart, der Zarte zugleich stark fühlen.“⁵⁶ Ein Begehren nach Ganzheit: das Wohlverhältnis zwischen den Körpern und zwischen den Seelen beruhe „auf dem Gefühle der

⁵¹ Ramdohr (1798), I, S. 114.

⁵² Ramdohr (1798), I, S. 114f. Für Ramdohr können Frau und Mann „aus ihrem Charakter hinausgehen“. Der „Mann ist vieler weiblichen Vorzüge und Tugenden fähig, die Frau vieler männlichen“. (a.a.O., S. 174.)

⁵³ „So erscheint seine Person ihm selbst [d. i. dem erwachsenen Mann, V. W.] und andern unter dem *Bilde* und dem Begriff von Stärke [meine Hervorh.]“ (Ramdohr (1798), I, S. 173) Entsprechend erscheine die Frau unter dem Bild und dem Begriff der Zartheit. (a.a.O., S. 174.)

⁵⁴ Ramdohr (1798), I, S. 117-119; vgl. a.a.O., S. 203. Angesichts der ‘fehlenden’ biologischen Fundierung der Geschlechtskonstruktion überrascht es nicht, wenn Ramdohrs Ausführungen von Sexualwissenschaftlern als „nicht vollständig klar“ bezeichnet wurden; Moll meinte, sie liefen „im wesentlichen doch nur auf eine Umschreibung, nicht aber auf eine wahre Erklärung“ hinaus. (Moll (1899), S. 396.)

⁵⁵ Ramdohr (1798), I, S. 212. Die vorherrschende „Art von Affekten“ präge den Charakter des Verhältnisses im Ganzen. (a.a.O., S. 229.)

⁵⁶ Ramdohr (1798), I, S. 135, 120. Nicht absolute Gegensätze zögen sich an, sondern „*geschmeidig*“ starke und „hebend“, d. h. *widerstandsfähige*, zarte Körper [meine Hervorh.]. (a.a.O., S. 146f.) Für das Gemüt sei ein Zugleich von Hingebung und Beherrschung der „reizendste Zustand“, (a.a.O., S. 163) doch in einer Verbindung sei einer der leitende, der andere der nachgebende Teil. (a.a.O., S. 171.)

Umwandlung zweyer verschiedener Anlagen zu einem vollkommeneren individuellen Wesen der Gattung nach.“⁵⁷

Gegen die Ineinsetzung von Geschlechtsliebe und Fortpflanzungssexualität betonte Ramdohr die „verschiedenen Modificationen“ der Geschlechtsliebe, „je nachdem Triebe des Körpers oder der Seele darin prädominieren“.⁵⁸ Als die drei Arten der Geschlechtssympathie des Körpers⁵⁹ bestimmte er: erstens die „wollüstige() Wirksamkeit der Sensibilität unserer äußeren Sinnesorgane“, zweitens die „Lüsternheit“, die „Irritabilität unserer ganzen thierischen Organisation“ und drittens den „unnennbare(n) Trieb, die „wollüstige() Wirksamkeit der Bildungskraft unserer vegetabilischen Organisation“.⁶⁰ Diesen Arten entsprachen die Arten der Geschlechtssympathie der Seele: „unser Gemüth“ sei wie die Sinnesorgane einer „zweyfachen Reitzungsart fähig“ - Hingebung und Beherrschung.⁶¹ Unter der „Lüsternheit der Seele und ihrer Folge der Besessenheit“ verstand Ramdohr den „schwärmerische(n) Trieb, sich den Geist eines andern Wesens anzueignen“, das Versetzen in einen „Zustand von Begeisterung“.⁶²

Ramdohrs kulturalistische Konstruktion von Geschlecht, die Weiblichkeit und Männlichkeit metaphorisch als Zartheit und Stärke definiert hat, und seine Konstruktion von per se heterosexuellem Begehren ermöglichte eine Kritik der Ordnung der Heterosexualität, *sofern* sie sich an der Anatomie des Geschlechts festgemacht hat. In seiner „Semiotik“ betonte er, dass die „äußern Kennzeichen“ ein „zweydeutiges Zeichen“ zur „Unterscheidung der Freundschaft von der Geschlechtszärtlichkeit“ seien. Zwar wirkten die äußeren Formen gewöhnlich auf die innere Organisation und die Seele zurück; zwar werde die „Lüsternheit“ am auffallendsten zwischen den äußeren Kennzeichen nach männlichen und weiblichen Körpern bemerkt:⁶³ „Allein sehr oft ist die innere Organisation des Körpers, und der Charakter der Seele verschieden von den äußern Formen, und im Streite mit den äußern Verhältnissen: oft überwiegt das Innere das Aeußere. (...) So kann es denn geschehen, daß Personen, die (...) als Gatte und Gattin, als Zeuger und Zeugerin zu einander stehen, dennoch nur Freunde sind, und keine Geschlechtszärtlichkeit für einander empfinden. (...) Auf der andern Seite giebt es Fälle ge-

⁵⁷ Ramdohr (1798), I, S. 200. In einer Freundschaft beruht demgegenüber dieses Wohlverhältnis „auf dem Gefühle der Ergänzung, der Vermehrung der ursprünglichen Anlagen durch einen Zusatz des Aehnlichen bis zu dem Punkte, wo das Individuum sich der Art nach, zu der es gehört, vollständig fühlt“. (ebd.)

⁵⁸ Ramdohr (1798), I, S. 115.

⁵⁹ „(...) die oft stufenweise auf einander folgen, (...) oft aber auch in gar keinem Verhältnisse von Ursach und Wirkung zu einander stehen.“ (Ramdohr (1798), I, S. 122) Ramdohrs Schema lehnte sich sowohl an die metaphysische Stufenkonstruktion der Seele als auch an die zeitgenössische anthropologische Begrifflichkeit an.

⁶⁰ Ramdohr (1798), I, S. 121f., 141.

⁶¹ Ramdohr (1798), I, S. 158. Unter Seele verstand Ramdohr explizit nicht metaphysisch „alles, was nicht Körper, und nicht solche Kraft und Reitzbarkeit ist, die wir unmittelbar am Körper wirksam spüren, und sich dennoch von dem Ich als Subjekt aller Veränderungen, die an mir vorgehen, im Bewußtseyn unterscheiden läßt“. (ebd.)

⁶² Ramdohr (1798), I, S. 186f.

⁶³ Ramdohr (1798), I, S. 229, 148.

nug, worin sogenannte Freunde und Freundinnen wahre Geschlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Und daran braucht der Körper keinen merklichen Antheil zu nehmen.“⁶⁴

Die Anatomie wurde zu einem zweitrangigen, weil uneindeutigen Geschlechtsmerkmal erklärt. Gemäß diesem Modell gender-definierter Heterosexualität waren heterosexuelle Beziehungen, in denen die Geschlechtscharaktere der biologistischen Geschlechterordnung ‚vertauscht‘ waren, natürlich. So fühlten sich z. B. ältere Frauen „oft mehr stark als zart“ und einem reifen Mann als zu ähnlich und zögen daher den zarten „werdenden Jüngling“ diesem vor.⁶⁵ Dieses Beispiel verdeutlicht zugleich, dass Ramdohrs Modell zwar keinen Rollenwechsel, kein Zugleich von männlichen und weiblichen Eigenschaften, die je nach Situation ausgelebt werden, zuließ, aber eine längerfristige, den Lebensphasen entsprechende Veränderung der eigenen und damit der begehrten Eigenschaften berücksichtigte.

Der Status der anatomisch gesehen homosexuellen Geschlechtssympathie war ambivalent: zwar moralisch problematisch, aber – und das qualifiziert Ramdohrs Werk als Teil des Gegendiskurses – natürlich. Er betonte, dass Geschlechtszärtlichkeit auch „zwischen Personen, die im gemeinen Leben beyde für Männer oder beyde für Weiber gelten“, stattfindet.⁶⁶ Obwohl auch Ramdohr zur griechischen Knabenliebe zurückging: er behauptete mit explizitem Bezug auf seine Naturkunde der Liebe, auf sein Modell des Begehrens, die Universalität des Phänomens. Mannmännliche Begierden könnten „unter keinem Volke in der Welt für bloße Folge einer Ausartung der Sinnlichkeit, oder für eine Verirrung der Natur“ erklärt werden. Dieser „physische() Zug“ verschieden organisierter Körper, die äußerlich zum gleichen Geschlecht gehören, sei bereits bei Tieren und noch heute bei den „roheren Völkern“ zu bemerken. „Nur Gründe, die außer den Gesetzen der Physik liegen,“ befreie „gewisse Menschen von dem Andringen ähnlicher Begierden“. Diese Menschen seien insbesondere bei den „kultivierten Nationen des nördlichen Europas“ anzutreffen.⁶⁷

Diese nicht physischen Gründe waren moralischer Natur und wurden von Ramdohr im Gegensatz zur Universalität der Natur als historisch geworden charakterisiert. Zunächst einmal stellte er klar, dass die „Liebe zu den Lieblingen“ der griechischen Antike keine Freundschaft, sondern „eine auf Geschlechtssympathie, und selbst auf mitwirkende körperliche Triebe, gebaute Zärtlichkeit, mithin Geschlechtsliebe“ gewesen sei.⁶⁸ „Die gute Sitte in Athen“ habe „diese Ausgelassenheit“ zwar nicht mit Gunst – man habe „früh das Unanständige und Schädliche, das darin liegt, eingesehen“ –, aber mit Nachsicht behandelt: die gute Sitte „legte Werth auf Ehrbarkeit in diesem Punkte, aber sie sah den Mangel daran nicht mit dem nehmlichen

⁶⁴ Ramdohr (1798), I, S. 230f.

⁶⁵ Ramdohr (1798), I, S. 151.

⁶⁶ Ramdohr (1798), I, S. 237.

⁶⁷ Ramdohr (1798), III,1, S. 137.

⁶⁸ Ramdohr (1798), III,1, S. 151. Die Liebe zwischen Liebhaber und Liebling, nicht zwischen Mann und Frau, sei diejenige gewesen, „der man eine Erhebung über gröbere körperliche Triebe zutrauen, der man den edeln Grund einer wechselseitigen Achtung für Bürgervortrefflichkeit, und den edeln Zweck der Beförderung des allgemeinen Wohls durch Besorgung des partikulären beylegen konnte.“ (a.a.O., S. 149.)

Abscheu wie wir an“.⁶⁹ „Abscheu gegen die ersten Regungen solcher Lüste, die Religion, Gesetze, Vernunft und Anstand auf gleiche Weise verdammen“, werde bei uns „der Jugend so früh eingeflößt“, dass sich unsere Natur in der Regel gar nicht dagegen zu wehren brauche. Aufgrund dieser zweiten Natur hielt es Ramdohr für berechtigt, gleichgeschlechtliche Liebe „für Ausschweifungen unsers physischen, durch seine genaue Verbindung mit dem moralischen besonders modifizierten Wesens zu betrachten“.⁷⁰

Bei Ramdohr stand eine Naturkunde der Liebe, die die Natürlichkeit auch des gleichgeschlechtlichen Begehrens verdeutlichte, neben einer Moralgeschichte der Liebe, die teleologisch auf die bürgerliche Liebesehe zulief. Dass das begehrte *gender* bei Männer liebenden Männern, die Ramdohr als unglücklich bezeichnete, im Laufe des Lebens wechselte, führte er auf eine Nervenschwäche infolge von Ausschweifungen zurück: „Denn die Unglücklichen (...) werden, so lange sie im Gefühl der Stärke ihrer Organisation sind, von zarten Körpern ihres Geschlechts gereizt, und so wie sie durch Ausschweifungen sich entnervt fühlen, macht das reifere Alter denselben bedauernswürdigen Eindruck auf ihre Weichlichkeit.“⁷¹

Trotz Verständnis für die Verurteilung des gleichgeschlechtlichen Begehrens in der bürgerlichen Gesellschaft: Ramdohrs Bedauern von unglücklich Liebenden signalisierte zugleich Verständnis für die, denen die moralische Verurteilung gleichgeschlechtlicher Liebe nicht zur *zweiten* Natur geworden war, für die, die ihr natürliches Begehren nicht befriedigen durften. Gegen die Entkörperlichung der gleichgeschlechtlichen Liebe zur Seelenliebe, die in der ihm zeitgenössischen Rezeption der griechischen Knabenliebe verbreitet war, bestand Ramdohr darauf, dass Geschlechtssympathie eine seelische *und* körperliche Anziehung darstelle. Bei der vermeintlichen Seelenliebe meldeten sich „grobe Begierden“ deswegen nicht, „weil der Liebende (...) aus Grundsatz und unter günstigen Lagen seine Triebe glücklich bekämpft“.⁷²

Ramdohrs unterschiedliche Bewertung von Platons Diotima-Rede im *Symposion* und von Aristophanes' Mythos von den Doppel- oder Kugelmenschen war ein Plädoyer für die Natürlichkeit der auch körperlichen gleichgeschlechtlichen Liebe und für 'antike' Nachsicht mit einem nichtsdestotrotz moralisch problematischen Phänomen. Den von Platon beschriebenen Zustand könne man nicht Liebe nennen. Er beruhe auf „Beschauungswonne“ und sei nicht selten ein „bloß verfeinerter Egoismus, bey dem alle Liebe verloren geht, und der den geistigen Stolz, Verachtung Anderer, und eine Menge menschenfeindlicher Neigungen zeugt und ernährt“.⁷³ Der von Aristophanes erzählte Mythos wolle uns dagegen folgendes sagen: „Triebe, welche auf der ursprünglichen Anlage und Bildung unsers Wesens beruhen, verdienen keinen Tadel, und ihr Streben nach Vereinigung, kann nicht dem Zwecke der Befriedigung

⁶⁹ Ramdohr (1798), III,1, S. 427f.

⁷⁰ Ramdohr (1798), III,1, S. 137.

⁷¹ Ramdohr (1798), I, S. 152.

⁷² Ramdohr (1798), II, S. 405.

⁷³ Ramdohr (1798), III,1, S. 220.

einer unreinen Lust zugeschrieben werden; es liegt etwas Weiterliegendes dabey unter, nemlich: die Wiedererlangung des verlorren Zustandes.“⁷⁴

3.3 Hösslis Apologie des platonischen Eros als Legitimation der Männerliebe

In den 1830er Jahren versuchte der Schweizer Heinrich Hössli eine Rechtfertigung der mann männlichen Liebe, die weder die biologisch-anatomische Konstruktion von zwei komplementären Geschlechtern in Frage stellte noch in einer Moralteologie die als natürlich anerkannte Knabenliebe der Griechen als der bürgerlichen Liebesehe unterlegen konstruierte, sondern die gerade umgekehrt das Ideal der griechischen Kultur beschwor, um die mann männliche Liebe als angeboren, als *moralische* Naturerscheinung auszuweisen. Hössli schrieb das wahrscheinlich erste von einem emanzipatorischen Impetus getragene Werk über den griechischen Eros.⁷⁵ Er veröffentlichte kein (auto-)biographisches Bekenntnis. Sein voluminöses Werk erschien nicht anonym;⁷⁶ in ihm fehlte aber – anders als später bei Ulrichs – das sich als Männer liebend bekennende Subjekt.⁷⁷

Das Schlüsselerlebnis der Hinrichtung des Mörders Franz Desgouttes, der seinen Freund umgebracht hatte, motivierte Hössli zum Schreiben – „ich konnte nicht schweigen und Mensch bleiben“.⁷⁸ Er klagte die, die definieren, was als natürlich und sittlich gelte, namentlich Theologie und Jurisprudenz, der ‘widernatürlichen’ Verurteilung einer Liebe an, die er als „anerbornes Menschthum“⁷⁹ als eine „reine, einfache und ewige Naturerscheinung“⁸⁰ postulierte; er klagte sie einer Verurteilung an, die selbst erst das verurteilte Laster und Verbrechen produziere.⁸¹ Mit aufklärerischem Anspruch⁸² und der emanzipatorischen Rhetorik der

⁷⁴ Ramdohr (1798), III,1, S. 205; zum Kugelmenschen-Mythos vgl. a.a.O., S. 201-205.

⁷⁵ Hössli (1996a [1836]); Hössli (1996b [1838]).

⁷⁶ Hössli hätte sein Buch allerdings lieber anonym veröffentlicht: „Es ist wahr, daß ich mich vor einem so befangenen Publikum, wie das ist, dem ich jetzt im allgemeinen entgegen zu treten habe, gern nicht genannt hätte; aber man will Namen (...)“ (Hössli (1996a [1836]), S. XXXI.)

⁷⁷ Hössli machte „nirgendwo in seinem ‘Eros’ auch nur Andeutungen über seine eigene Geschlechtsnatur“. (Herzer (1996), S. 15) Müller wollte offenbar den durch Ulrichs markierten Einschnitt überpointieren, da er, wie Herzer kritisiert hat, „die Päderastie bei Hössli noch als ‘subjektlose Tat’“ sah und somit die von Hössli genannten Männer liebenden Subjekte missachtete. (a.a.O., S. 8; vgl. Müller (1993), S. 17) An anderer Stelle (Müller (1991), S. 77) bezog Müller die ‘Subjektlosigkeit’ des Hössli-Textes auf das Fehlen eines bekennenden Ichs. Der Hössli-Biograph Ferdinand Karsch spekulierte über dessen Geschlechtsnatur: „Für mehr als bloß hohe Wahrscheinlichkeit, daß Heinrich Hößli rein mannliebend gewesen ist, kann aus dem von mir Ermittelten irgend ein zwingender Beweis nicht hergeleitet werden“. (Karsch (1903), S. 551) Hössli war verheiratet, hatte zwei Kinder, lebte aber von Anfang an dauernd örtlich getrennt von seiner Frau. (a.a.O., S. 547) Zu Karschs Spekulationen über Hösslis Geschlechtsnatur vgl. a.a.O., S. 546-556. Zu Hösslis Biographie vgl. a.a.O., S. 453-464.

⁷⁸ Hössli (1996a [1836]), S. 278. Vgl. „Eine ungewöhnlich fürchterliche Hinrichtung löste meine Zunge und die Fesseln dieser Zeit um meinen Geist.“ (a.a.O., S. XVI.)

⁷⁹ Hössli (1996b [1838]), S. 294.

⁸⁰ Hössli (1996a [1836]), S. 35.

⁸¹ So gab Hössli, ganz modern, der gesellschaftlichen Verurteilung der gleichgeschlechtlichen Liebe die Schuld dafür, dass Desgouttes zum Mörder geworden und dann selbst hingerichtet, ermordet, worden war: „er, der Ermordete, war zwar ein Mörder, aber unsere Irridee hat ihn zuerst zum verlorren und lasterhaften Menschen, und endlich dadurch zum Mörder gemacht (...)“ (Hössli (1996b [1838]), S. 213.) An anderer Stelle bezeichnete Hössli „unsere berühmteste Sittlichkeitsidee als eine wahre Pflanzschule der Verderbenheit und alles möglichen Verderbens“. (Hössli (1996a [1836]), S. 35.)

Unterscheidung zwischen ‘wir’ und ‘ihr’, die auch Ulrichs‘ Schriften prägt, prangerte Hössli sarkastisch den Ausschluss der ‚Männlichliebenden‘ aus Natur und Gesellschaft an: „Die Natur, so ihr habt, die sprechen wir euch im Namen Gottes und in Folge unserer vollendeten Wissenschaften ab und sagen, daß ihr sie nicht habet .. und erklären euch um ihrer willen für infam. – Zweitens, legen wir euch, allen, eine andere Natur auf – die ihr von nun an glauben und bekennen und (...) üben müsset, übertretenden Falls aber, anmit, euere gänzliche Vertilgung aus der menschlichen Gesellschaft feierlichst beschließen. Gegeben im großen Saal unserer welterlösenden Theologie und Jurisprudenz, im neunzehnten Jahrhundert des Heils.“⁸³

3.3.1 *Maßgebliche Meinung einer idealisierten Kultur: die Männerliebe ist eine Naturerscheinung*

Hösslis Argumentation, die er in einer über 650 Seiten langen Suada ausbreitete – „er scheut nicht Wiederholungen, wenn er wuchtig und eindringlich wirken will“,⁸⁴ wie euphemistisch Karsch bemerkt –, beruhte auf zwei Annahmen: 1. die Männerliebe ist eine Naturerscheinung; 2. die griechische Antike verkörpert das Kulturideal schlechthin. Ausgehend von diesen Annahmen verglich Hössli nicht zwei (die griechische und ‘unsere’) die Männerliebe betreffende Sitten, die sich völlig entgegenstünden, sondern das Verhältnis beider Sitten zur ihnen zu Grunde liegenden Natur, die ewig gleich bleibe: „Sitten gegen menschliche Natur sind allenthalben Sitten gegen das ganze menschliche Geschlecht, das nur eine Natur hat und diese in ihr selbst nur einen Geist wahrer Versittlichung.“⁸⁵

Wie für Hössli die „Liebe zu den Lieblingen (...) zuerst in der Natur selbst vollständig gegeben“ sein musste, ehe die Griechen jene zum Gegenstand von Gesetzen, Wissenschaft und Künsten hätten machen konnten,⁸⁶ wie Platons Schriften also „nicht über eine griechische Sitte“ redeten, sondern „über unsere ewig unveränderliche Menschen-Geschlechtsnatur“,⁸⁷ so wurde dem, was die Griechen über die Naturerscheinung des Eros sagten, kraft Autorität ihrer Kultur, ihrem „reinsten Natursinn“, recht gegeben: „Das menschlichste und in sich klarste Volk, das je gelebt hat (...) sagte: ‘sie ist Natur.’“⁸⁸ Das Verhältnis der Griechen zur Männerliebe sei „Wahrzeichen und Zeugniß ihrer vollendeten Humanität“. Dem gegenüber bedeute ‘unser’ Standpunkt „Abirrung und tiefste Menschenversunkenheit“.⁸⁹ „Unser Geschlecht“, eine „armselige, (...) verführte Halbmenschheit“, habe den Eros „für Unnatur“ erklärt und Platons Rede darüber „entstellt, gelästert und verurtheilt“.⁹⁰ „So sagen und glauben wir unter

⁸² „Ich habe nicht für Böse und nicht für Blinde und nicht für den Hochmuth, der alles weiß und nichts mehr zu lernen hat, geschrieben.“ (Hössli (1996a [1836]), S. XXXI.)

⁸³ Hössli (1996a [1836]), S. 304.

⁸⁴ Karsch (1903), S. 451.

⁸⁵ Hössli (1996a [1836]), S. XIII f.

⁸⁶ Hössli (1996b [1838]), S. 285.

⁸⁷ Hössli (1996a [1836]), S. 189.

⁸⁸ Hössli (1996b [1838]), S. 181 f.

⁸⁹ Hössli (1996a [1836]), S. 231 f.

⁹⁰ Hössli (1996a [1836]), S. XVII, 37.

vielm Andern, die Männerliebe der Griechen war: A Schönheitssinn. B Seelenliebe. C Ausartung. D Willkühr, Selbstbestimmung. E Bloss griechische Liebe. F Bei uns weniger oder gar nicht mehr vorhanden. G Ein Laster wie andere. H Bloss ein Heidenlaster; und I Knabenschändung.“⁹¹

Als Kritik dieser Meinungen formulierte Hössli zwei zentrale Thesen des weiteren Legitimationsdiskurses der Homosexualität: 1. die Männerliebe sei ein universales Phänomen (gegen E/F), sei „eine ewig aller Menschheit angehörende“ Liebe.⁹² 2. Die Männerliebe sei kein willkürlich gewähltes Laster, sondern determiniert (gegen C/D/G/H): „Wie durch die Liebe, so ist auch der Mensch zur Liebe erschaffen, und zwar zu der, die sich von selbst, ohne Hinzuthun eines Menschen, in ihm kundgiebt, reget; wie es auch noch in keines Menschen Gehirn (...) zur Frage kommen kann: was will ich lieben?“⁹³

Zentral für die Argumentation Hösslis war seine Kritik (siehe die oben genannten Punkte A/B/I), dass in der bisherigen Rezeption der platonische Eros auseinandergerissen werde: „als Ideal eines vergöttlichten Menschenthums in der platonischen Seelenliebe“ und „als bestialische Schändung unserer Natur in Sodoms Sünde“.⁹⁴ Einerseits habe der Eros der Griechen nicht die Knabenschändung hervorgerufen und geschützt; vielmehr hätten diese das „abscheulichste aller Verbrechen nicht etwa nur so unkräftig und gleichgültig – wie wir, sondern tiefer empört, mit dem Tode bestraft“.⁹⁵ Andererseits sei es eine „falsche Apologie des Plato, wenn man (...) sage: er rede von einer nicht im Geschlechtssinne wurzelnden, oder von der zweigeschlechtlichen Liebe“.⁹⁶ „Plato berühret kurz und bestimmt, züchtig und schamhaft, aber absichtlich und klar, wie es einem Weltweisen geziemt, die Erd- und Sinnensphäre des Wurzel- und Keimlebens, als Theil, Bedingung und Ursprung des Ganzen, weislich schon im Vordergrund seiner Werke, um sich von da erst von ihnen aus (...) zur Herrlichkeit des geistigen Eros (...) zu erheben.“⁹⁷

⁹¹ Hössli (1996b [1838]), S. 214.

⁹² Hössli (1996b [1838]), S. 53-151, 234f. (Fußnote). Um das zu zeigen, zitierte Hössli auf fast hundert Seiten aus persischen, griechischen, römischen und türkischen Liebesgedichten und führte Quellen an, die die Knabenliebe u. a. bei den Japanern und Peruaner als erlaubt bezeichnen.

⁹³ Hössli (1996b [1838]), S. 240. Diese Stelle zitierte zustimmend Ulrichs. (Ulrichs (1994b [1868b]), S. X des zweiten Teils) Hössli fragte, ähnlich wie danach Ulrichs, seine das andere Geschlecht begehrenden Leser, ob sie denn ihre Natur aufgeben und „ein leidenschaftlicher Knabenliebhaber werden“ könnten, und warum ein Männerlichliebender willkürlich diese „Nichtnatur“ wählen sollte, auch wenn ihn diese „in alles Verderben, ja zum Tode selbst führen sollte“. (Hössli (1996b [1838]), S. 286, 227.)

⁹⁴ Hössli (1996b [1838]), S. 279.

⁹⁵ Hössli (1996b [1838]), S. 264-266. Laut Hössli habe Knabenschändung für die Griechen Mord des Knaben bedeutet; dem gegenüber kennten „wir neben wirklicher Knabenschändung auch eine ohne Knab und ohne Schändung“. (a.a.O., S. 265, Fußnote.) Diese Tatsache dürfte das von Hössli als unkräftig qualifizierte Strafmaß begründen. Zur Idealisierung der Griechen schreckte er auch vor äußerst ambivalenten oder zumindest begrifflich missverständlichen Argumenten nicht zurück.

⁹⁶ Hössli (1996a [1836]), S. 254. Vgl. a.a.O., S. 169; Hössli (1996b [1838]), S. 172. Gewitzt benutzte Hössli die Plato verfälschenden heterosexualisierten Texte für seine Argumentation: die Texte, in denen ‘Jüngling’ durch ‘Jungfrau’ ersetzt worden sei, könnten nicht „eben so geistvoll und passend“ seien, „wenn Plato die eine Liebe für Natur und die andere für Unnatur“ gehalten hätte. (a.a.O., S. 312f.)

⁹⁷ Hössli (1996b [1838]), S. 9. Vgl. a.a.O., S. 23f.

3.3.2 *Das problematische 'Fleisch- und Sinnenleben' und die Konstruktion der Männerliebe als moralische Naturerscheinung*

Hössli scheiterte an der Behandlung dieses zentralen Aspekts: um „die Prüfung des körperlichen Punkts“⁹⁸ schlich er „wie die Katze um den heißen Brei“ herum und vertagte sie schließlich auf den noch zu schreibenden (aber nicht geschriebenen) dritten Band.⁹⁹ Vielleicht scheute er deren Thematisierung, weil er sich von der „terroristische(n) Sprachregelung der geistlichen und weltlichen Autoritäten (...) nicht ganz freimachen konnte“, wie Herzer meinte.¹⁰⁰ Vielleicht scheute er auch davor zurück, weil er sich von der in 'unserer' Kultur sedimentierten Verurteilung der körperlichen Männerliebe nicht ganz frei machen konnte. Dass Hössli, dessen Buch von einer polarisierend-kämpferischen Kritik der christlichen Moral geprägt ist, den der christlichen Tradition entstammenden Begriff des sündigen Fleisches benutzte, kann als Ausdruck einer Ambivalenz der Sache selbst gegenüber gedeutet werden: „Gleich wie es die Hauptidee des Christenthums selbst ist: Befreiung von der Herrschaft der Sinnlichkeit und unzüchtiger Geschlechtsliebe, eben so ist der Endzweck des platonischen Systems (...) einzig und sonnenklar ihre Erhebung in den Aether der Urschönheit, (...) des endlichen Sieges über das Niedersinnliche. Diesen Aether hat seine Geisterhand (...) hingezeichnet im Phädrus wie im Symposion (...), weil die Natur des Eros dem Fleisch- und Sinnenleben dieser Erde eingesenkt ist und in ihr wurzelt, wie er solches deutlich angiebt, aber ohne Lügen und ohne alle blinde Verdammung.“¹⁰¹

Die Apologie des platonischen Eros war Hösslis Mittel zum Zweck, die Männerliebe als ein universales Naturphänomen auszuweisen, dem seine moralische 'Veredlung' inhärent sei. Seine emanzipatorische Kategorie, mittels der er die „nicht zur Zweigeschlecht-Liebe“ gehörende Liebe als „Theil der allgemeinen Geschlechtsnatur“¹⁰² in die sittliche Weltordnung integrierte, hieß Individualität: „Alles in der Natur [ruhe] auf der bestimmtesten Individualität“. Die Menschheit sei ein „reicher Entwurf von allen Anlagen und Kräften“; „auf unserm Planeten“ werde alles „geboren, was auf ihn geboren werden kann“. Die angeborene Individualität determiniere die Entwicklung jedes Menschen: „Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers, so auch in den Anlagen seiner Seele das Ebenmaaß, zu welchem er gebildet ist, und sich selbst ausbilden soll, in sich.“¹⁰³

Hössli fragte rhetorisch, ob der Mensch zu fragen habe, „in was und wie Gott die Triebfedern dieser und jener Menschenart und Natur anlegte und vertheilte“. Es gebe, „ohne Gotteslästerung, keinen Theil der Menschennatur, der ihr unnütz wäre“.¹⁰⁴ Dass die Männerliebe „eine Ausartung, ein Unrecht, das die Natur blindlings an ihrem Geschöpfe beging,“ sein

⁹⁸ Hössli (1996b [1838]), S. 346.

⁹⁹ Herzer (1996), S. 17. Vgl. Hössli (1996b [1838]), S. XII, XV.

¹⁰⁰ Herzer (1996), S. 17. Hösslis Scheu sei bei der von ihm vorgefundenen „Versprachlichung der Männerliebe“ kein Wunder. (ebd.)

¹⁰¹ Hössli (1996b [1838]), S. 335f.

¹⁰² Hössli (1996b [1838]), S. 26.

¹⁰³ Hössli (1996a [1836]), S. 164.

¹⁰⁴ Hössli (1996b [1838]), S. 29, 26.

könnte, bezweifelte Hössli zwar. Doch zeige für diesen Fall der „Geist der Griechen“, der platonische Eros, dass über diese dem Individuum „nicht anzurechnende Ausartung auf wahrhaft göttliche Weise“ gesiegt werden könne,¹⁰⁵ dass also moralische Regeln die Ausartung dieses Naturphänomens verhindern können.

3.3.3 Die ‚Innennatur‘ der Männlichliebenden und der Mythos ihres Ursprungs

Hösslis Begriff des ‚Männlichliebenden‘, den er gegen das „Mord-, Lügen-, Wahn- und Schmachwort ‘Sodomit’“¹⁰⁶ setzte, macht – über die Ablehnung des Begriffs der Verfolger hinaus – deutlich, dass er die Geschlechtsnatur eines Menschen nicht über geschlechtliche Handlungen konstruiert hat, sondern über die innere Empfindung, die für Hössli nicht den „bloßen Geschlechtstrieb“, sondern Geschlechtsliebe bedeutete: „Wenn sich auch je die Leib- oder Thierseite des Geschlechtstriebes vergienge, sie würde doch nie Geschlechtsliebe werden; die ursprüngliche, angeborne nie aufhören.“¹⁰⁷ Das Gefühl der Geschlechtsliebe, dessen Natürlichkeit für Hössli unmittelbar evident war – „menschliche Geschlechtsliebe ist menschliche Natur! oder ist die Liebe außer der Natur? oder ist die Natur außer der Liebe?“¹⁰⁸ –, bestimmte er als nicht diskursivierbar. Es könne den Männlichliebenden von keinem abgesprochen werden: „Kann ein Mensch zum andern sagen: ich bin mit meiner Geschlechtsnatur (Liebe) geboren, weil ich sie fühle, und weil sie in unsern Lehren vom Wesen des Menschen geschrieben steht; du aber bist mit dem so du fühlst nicht geboren, und die, mit der du geboren bist, die fühlst du nicht.“¹⁰⁹

Die von Hössli als allgemeine Kategorie postulierte Geschlechtsnatur des Menschen markiert eine weitere Stufe der Konstruktion einer Identität Männer liebender Männer. Diese „Innennatur“ sei, so Hössli, die „letzte, einzig gültige und ewige Richterin“,¹¹⁰ die das Geschlechtsleben eines Menschen bestimme. Wie „den Griechen das Innere“, so sei „uns (...) das Äußere der Mensch“.¹¹¹ Hösslis Argumentation ähnelt der von Ramdohr: der Glaube „an eine Zuverlässigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele“ charakterisierte das kritisierte Gegenmodell der Zwangsheterosexualität ‚unserer‘ Kultur, demzufolge gleichgeschlechtliche Liebe für widernatürlich gehalten werde. Dass „von diesen äußern Kennzeichen des Körpers auf das ganze und allseitige Innerleben, für dessen ganze Oekonomie der Gefühle“ geschlossen werde, hieß für Hössli, dass irrtümlich geglaubt werde, „es sei jedes Geschlecht nur das andere zu lieben von der Natur angewiesen, von innen aus bestimmt“.¹¹²

¹⁰⁵ Hössli (1996b [1838]), S. 34.

¹⁰⁶ Hössli (1996a [1836]), S. 48.

¹⁰⁷ Hössli (1996b [1838]), S. 348.

¹⁰⁸ Hössli (1996b [1838]), S. 187.

¹⁰⁹ Hössli (1996b [1838]), S. 200.

¹¹⁰ Hössli (1996a [1836]), S. 71.

¹¹¹ Hössli (1996a [1836]), S. 171.

¹¹² Hössli (1996a [1836]), S. 70, 103.

Hössli ging es nicht um eine *rationale Begründung*, er suchte keine Ursache der Geschlechtsnatur der Männlichliebenden, keine Wahrheit des begehrenden Subjekts. Stattdessen führte er zur *Verdeutlichung* den von Aristophanes erzählten Mythos der Doppelwesen an: „in dieser Mythe ist die Unzuverlässigkeit der äußern Geschlechts-Kennzeichen, wie sie in allem menschlichen Geschlechtsleben waltet, (...) am deutlichsten und gleichsam *buchstäblich* und bildlich vorgetragen [meine Hervorh.]“.¹¹³ D. h. bezogen auf Hösslis Primat des ‘inneren Geschlechts’: die äußeren Geschlechtsmerkmale sagen nichts über die Geschlechtsnatur, das Begehren aus; nach der Zerteilung der mann-männlichen, weib-weiblichen und weib-männlichen Doppelwesen kann sich ein Mann nach seiner getrennten weiblichen oder männlichen Hälfte sehnen.

Die Männerliebe wurde von Hössli als „Ausnahme von der allgemeinen oder zweigeschlechtlichen Liebe“ bezeichnet und die Geschlechtsnatur des Männlichliebenden dadurch charakterisiert, dass sie „sowohl die weiblichen als die männlichen Hauptzüge und Eigenschaften der Seele und des Gemüths, mit allen ihren mannigfaltigen Kräften und Stimmungen, in sich vereinbart“.¹¹⁴ Dass diese Verbindung von weiblichen und männlichen Eigenschaften bei Männlichliebenden nichts mit Effeminiertheit zu tun hatte, zeigte Hösslis Unterscheidung zwischen „jungfräuliche(r) Männlichkeit“, die die griechische Kunst gekannt habe, und „weibische(r) Mannheit“.¹¹⁵ Auch wenn er auf letztere nicht weiter einging, wird aus dem Zusammenhang deutlich, dass ihm diese „nicht sympathisch“ war, wohingegen er die jungfräuliche Männlichkeit – es ist wohl die unreife Männlichkeit des Jünglings gemeint – hoch bewertete.¹¹⁶ Zudem zitierte er aus dem Doppelwesen-Mythos von Aristophanes, dass die sich nach ihrer männlichen Hälfte sehnenen Männer „gewöhnlich viel Muth, Tapferkeit und Mannhaftigkeit“ offenbarten und „für die wichtigsten Staatsgeschäfte auch die brauchbarsten und kräftigsten Männer“ seien.¹¹⁷

Dass Hössli Versuchen skeptisch gegenüberstand, das gleichgeschlechtliche Begehren durch einen Dualismus von weiblichem Seelen- und männlichem Körpergeschlecht zu erklären, macht sein Kommentar zur „rabinischen Seelenlehre“ deutlich. Diese erkläre „Widersprüche im Charakter der Geschlechter und die oft seltsamen Sympathien und Antipathien derselben aus der Seelenwanderung“: so könne es sein, „daß Männer mit Weiberseelen mit Weibern sich abstoßen, als gleichnamige Pole und umgekehrt aber sich zwei gleiche Ge-

¹¹³ Hössli (1996b [1838]), S. 320. Die von Guldin als Hösslis Grundthese bezeichnete Behauptung, dass es keine „Zuverlässigkeit der äußern Kennzeichen im Geschlechtsleben des Leibes und der Seele“ gebe, stellt keinen Versuch einer möglichen Ätiologie der Männerliebe dar, wie Guldin meinte, sondern könnte, weiter in der unangemessenen medizinischen Terminologie gesprochen, als ein Symptom bezeichnet werden. (Guldin (1995), S. 137) Hösslis Erklärungsversuch gehört nicht zum Bereich des Logos, sondern des Mythos. Die von Guldin vermisste, weil von Hössli „angekündigte wissenschaftliche Beweisführung zur Natürlichkeit der Männerliebe“ (a.a.O., S. 139) hatte dieser vermutlich nicht gemeint, als er von „Naturforschung“ (Hössli (1996b [1838]), S. 4) sprach, die nicht notwendigerweise eine kausal-naturwissenschaftliche Vorgehensweise impliziert, sondern auch phänomenologisch arbeiten kann.

¹¹⁴ Hössli (1996b [1838]), S. 299.

¹¹⁵ Hössli (1996b [1838]), S. 325.

¹¹⁶ Herzer (1996), S. 12.

¹¹⁷ Hössli (1996b [1838]), S. 319.

schlechtskörper mit unterschiedlichem Seelengeschlecht anziehen können.“ Diese Lehre hätte zwar, so Hössli, ihren Wert, doch könne sie das Phänomen nicht ausnahmslos erklären; als Ausnahme führte er den „kräftige(n) König Friedrich I. von Württemberg“ an, der „nicht das [gewesen sei], was wir unter einer weiblichen Seele zu verstehen pflegen“. Seine grundsätzliche Bemerkung zum Verhältnis von Erscheinung und Erklärung macht die Differenz zum Ulrichs'schen Ansatz kenntlich: „Die Griechen fanden ihre Erklärung in der Erscheinung selbst, wir aber wollen erst in der Erklärung die Erscheinung finden. Aber es richten sich die Erscheinungen eben nicht nach unsern Erklärungen wie sich diese nach jenen richten sollten.“¹¹⁸

Hössli hatte die Männerliebe kraft Autorität der griechischen Kultur unabhängig von einer sie erklärenden Ursache als Naturerscheinung postuliert, deren Ursprung der Mythos erzählt. Sein Verhältnis zur Natur war nicht das eines analytischen Naturwissenschaftlers. Anders später Ulrichs, der bei Hössli „die ganze naturwissenschaftliche Seite des Gegenstandes, so namentlich die Muliebrität“,¹¹⁹ wie er die Weiblichkeit des Männer liebenden Mannes bezeichnet, vermisste. Ulrichs begründete das Klischee der Effeminiertheit mittels biologistischer Hypothesen und sprach dem Urning eine weibliche Geschlechtsnatur zu. Einen solchen vergeschlechtlichen Leib-Seele-Dualismus kannte Hössli nicht: der Männlichliebende begehre Männer, habe deswegen aber keine weibliche Geschlechtsnatur. Doch auch ohne biologisch-naturwissenschaftliche Begründung betrachtete Hössli diese 'Innennatur', die Geschlechtsnatur der Männlichliebenden, als den Teil ihrer Natur, der maßgeblich ihr Wesen präge: „ihr ganzes Dasein, ihr Menschthum! ihr Gefühlsleben, (...) ihre vollständige Entwicklung und sittliche Würde“.¹²⁰ Bereits für Hössli war das Begehren ein wesentlicher, vielleicht der wesentliche Aspekt der Identität der Männlichliebenden, aber es prägte nicht, wie dann bei Ulrichs, andere psychische (und somatische) Eigenschaften zu einem besonderen verweiblichten Geschlechtscharakter.

Ein Zitat aus einem medizinischen Vortrag, mit dem Hössli seine These der Unzuverlässigkeit der äußeren Geschlechtsmerkmale bei der Bestimmung der Geschlechtsnatur eines Menschen gestützte, deutet jedoch bereits die naturwissenschaftliche Richtung späterer Legitimationsversuche gleichgeschlechtlichen Begehrens an: die Sexualität werde „nicht mehr einseitig von den Geschlechtsorganen, sondern vom Gesamtorganismus hergeleitet“, Weiblichkeit und Männlichkeit gieße sich „über den ganzen Körper“ aus. Wie bei Hermaphroditismus „die geistigen Neigungen“ bei der Geschlechtszuordnung den Ausschlag gäben, so

¹¹⁸ Hössli (1996a [1836]), S. 295f.

¹¹⁹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 129. Ulrichs lobte den „staunenswerth richtigen Satz der rabbinischen Seelenwanderungslehre: 'Weibliche Seelen in männlichen Körpern stoßen sich ab mit Weibern'“, und kritisierte Hösslis Einwände. (ebd.) Herzer wies darauf hin, dass Karschs Entkräftung der Ulrichs'schen Kritik auf einer ungerechtfertigten Identifizierung von 'jungfräulicher Mannheit' und Muliebrität beruhe. (Herzer (1996), S. 12) Karsch meinte, Hössli habe „die Muliebrität des Urnings sehr wohl erkannt“. (Karsch (1903), S. 515) Hössli nahm mit der Annahme, dass die „seelischen Empfindungen eines Mannes nicht seiner physischen Konstitution entsprechen müssen“, auch nicht, wie Guldin schrieb, implizit „Ulrichs' These von der 'weiblichen Seele in einem männlichen Körper' vorweg“ (Guldin (1995), S. 137), da jener wie die griechische Tradition Männerliebe nicht über Weiblichkeit begründete.

¹²⁰ Hössli (1996b [1838]), S. 349, Fußnote.

gäbe es auch „eine gewisse Art von Zwitterbildung, die nur im Gesamtleben begründet ist, unbeschadet hinreichender Individualisierung der Genitalien selber“.¹²¹

Ulrichs schrieb die Urninge in die Kategorie der Zwitter ein. Was er naturwissenschaftlich als (zwitterig gebildete) Ursache gemäß der ‘neuen Mythologie’ der Evolutionstheorie als Ursache angab, war für Hössli der Grund der fortwährenden Existenz Männlichliebender trotz aller Verfolgung: „Im Saamen, im Keim, im Embrio ist der ganze Mensch; wir können nichts in solchen hineinbringen, nur sich entwickeln lassen das in ihm Verschlussene, und wenn schon viel, das in ihm ist, zur Verkrüppelung nöthigen, ersticken und nicht aufleben lassen, es doch nicht tilgen.“¹²²

3.4 „Anima muliebris in corpore virili inclusa“, Ulrichs’ naturrechtlich-naturwissenschaftliche Rechtfertigung mann männlicher Liebe

„Mich zu rechtfertigen, und zwar vollständig zu rechtfertigen, ist mir jetzt geradezu Lebensaufgabe. Daher der Eifer erklärlich, mit dem ich nach solchen Beweismitteln forsche, die für *Euren* Standpunkt mindestens die Wahrscheinlichkeit des Angeborensseins der uranischen Neigung beweisen [Hervorh. im Original].“¹²³ Was Karl Heinrich Ulrichs¹²⁴ in vier zwischen September und Dezember 1862 geschriebenen Briefen als Selbstrechtfertigung gegenüber seinen Verwandten begonnen hatte, uferte zur „erste(n) wissenschaftliche(n) Theorie der Sexualität überhaupt“ aus. Seine „Selbstbeschreibungen (...) leiteten die Theoretisierung des Selbstbezugs“ hinsichtlich der Homosexualität ein.¹²⁵ Ulrichs erklärte sein seelisches Empfinden „umstandslos zur wissenschaftlichen Erkenntnis, setzt Erkennen und Empfinden, zunächst nur das eigene, später auch das anderer, in eins“.¹²⁶ Er formulierte nicht die erste Identitätskonstruktion von Homosexuellen, sondern die erste naturwissenschaftliche Begründung dieser Identität, die erste Konstruktion einer *wahren* Identität: Ermittlung einer „sexuelle(n) Existenz“, deren ‘Natur’ in jede Lebensäußerung des Subjekts“ eingreift. Mittels des Sex „als verborgenes/verräterisches Zentrum des Subjekts“ konstruierte Ulrichs die sexuelle Identität des Männer liebenden Mannes, den er Urning nannte.¹²⁷

¹²¹ Hössli (1996a [1836]), S. 302. Hössli zitierte J. H. Schmid aus: *Rust’s Magazin für die gesammte Heilkunde* 45 (1834), Heft 2. Bis zur Einführung des BGB (1900) konnten sich Zwitter bei Eintritt der Volljährigkeit entscheiden, zu welchem Geschlecht sie gehören möchten.

¹²² Hössli (1996b [1838]), S. 201f.

¹²³ Ulrichs (1994a [1899]), S. 64.

¹²⁴ Zur Biographie Ulrichs’ und der Entwicklung seiner Theorien vgl. Kennedy (1990); des weiteren den zweiteiligen Aufsatz von Sigusch anlässlich des Abdrucks von bislang unveröffentlichten Stücken aus dem Nachlass Ulrichs’: Sigusch (1999a und b) sowie die Dokumentation einer Vortragsreihe anlässlich des 175. Geburtstages von Ulrichs: Setz (2000).

¹²⁵ Müller (1991), S. 56, 155.

¹²⁶ Sigusch (1999a), S. 123. An Ulrichs’ Schriften kann für Sigusch „studiert und bewiesen werden, daß die modernen Sexual- und Geschlechtstheorien immer (...) konstruktivistisch-objektivistisch und essentialistisch-subjektivistisch“ sind. (ebd.)

¹²⁷ Müller (1991), S. 89. Die Ausdrücke *Urning* und *Dioning* für den Frauen liebenden Mann entstanden „durch Umwandlung der Götternamen Uranus und Dione“: „eine poetische Fiction Plato’s leitet nämlich den Ursprung der mann männlichen Liebe ab vom Gotte Uranus, den der Weiberliebe von der Dione.“ (Ulrichs (1994a [1864a]), S. 2.)

Die Emanzipation der gleichgeschlechtlichen Liebe war Ulrichs' Ziel, ihre biologistisch-naturrechtliche Rechtfertigung sein notgedrungenes Mittel. Auch wenn die Antipathie der Nicht-Urnige „ein wesentliches Hinderniß einer richtigen, rein objectiven, Auffassung der mann männlichen Liebe“ sei, sah er eine rationale Überzeugungsarbeit als die einzige Möglichkeit an, sein Ziel zu erreichen, denn zumindest der Verstand sei „ein gemeinsamer Boden euch und mir“: „Euer Empfindungsvermögen also steht mir nicht zur Disposition. Eure Sympathie steht uns nicht zur Seite. Im Gegentheile, ungezügelter Antipathie lodert in *euch gegen uns* (...). Darum bleibt mir nichts übrig, (...) als an euren nackten kalten Verstand mit nackten kalten Vernunftschlüssen heranzutreten. (...) Auf diesem Boden seid ihr Rede und Antwort mir schuldig [meine Hervorh.]“¹²⁸

Das „Ihr-gegen-uns“ bestimmte seine Argumentation: seine offene Parteilichkeit – „ihr seid Partei, wie ich Partei bin“¹²⁹ – diente später Sexualwissenschaftlern als Vorwand, seine Theorien als pro-domo-Rede zu entwerfen und Ulrichs selbst als Fall in ihre sexualpathologischen Kasuistiken aufzunehmen.¹³⁰ In den 1890er-Jahren begründeten Sexualwissenschaftler, die den Wert der Ulrichs'schen Schriften anerkannten, auf die gleiche Weise deren bislang ausgebliebene wissenschaftliche Rezeption.¹³¹

3.4.1 Mann männliche Liebe als Naturrecht

Hösslis Legitimationsversuch, seine Strategie, die griechische Antike als humanistisches Vorbild in puncto Männerliebe zu beschwören und die Überlegenheit einer anderen Ethik und eines anderen Naturverständnisses gegenüber dem bürgerlichen Naturrecht zu betonen, blieb folgenlos. Ulrichs ging – nicht erfolgreich, aber folgenreich – anders vor. Er kritisierte das Naturrecht nicht von außen, sondern von innen: er wollte naturwissenschaftlich beweisen, dass die Urnige nicht „außerhalb der sittlichen Weltordnung“ stehen.¹³² Dafür war er zu Konzessionen bereit: „Er unterwirft sich dem Geschmack und der Norm zugleich, indem er erstens die ‚rein factische Mangelhaftigkeit der urn.[ischen] Liebe‘ konzidiert und ‚die Urnige‘ als ‚den Händen der Natur zwar mißrathene Geschöpfe‘ bezeichnet, aber zweitens zu-

¹²⁸ Ulrichs (1994a [1864a]), S. VIII.

¹²⁹ Ulrichs (1994a [1864a]), S. VIII.

¹³⁰ Bereits bei Westphal (1870) tauchte Ulrichs als Fall auf, Krafft-Ebings Ätiologie der konträren Sexualempfindung wies große Übereinstimmungen mit Ulrichs Theorie auf, ohne dass letzterer von Krafft-Ebing genannt wurde (s. u.).

¹³¹ So meinte Havelock Ellis, Ulrichs' Schriften „würden wahrscheinlich einen ausgesprochenen Einfluss auf das wissenschaftliche Denken gehabt haben, wenn sie nicht die polemische Wärme einer *oratio pro domo* gehabt hätten“ [Hervorh. im Original]. (Ellis (1896), S. 29) Albert Moll hielt Ulrichs Arbeiten für „bemerkenswerth“, allerdings sei er „in seinen Schlussfolgerungen (...) zweifellos viel zu weit“ gegangen. „Hätte er übrigens nicht in so leidenschaftlicher Sprache seine Ansichten vorgetragen, so hätte er vielleicht mehr Berücksichtigung gefunden, als es der Fall war. Da er selbst, wie er offen erklärte, Urningsnatur hatte, so sprach er gewissermassen pro domo, und dadurch hat er sich häufig zu einem Ton in seinen Arbeiten hinreissen lassen, der ihre wissenschaftliche Anerkennung an vielen Orten verhindern musste.“ (Moll (1891), S. 35.)

¹³² Ulrichs (1994a [1865c]), S. 64.

gleich darauf besteht, daß sie eben doch ‘aus ihren Händen hervorgegangene’ Menschen seien.¹³³

Offenbar hatte Ulrichs die Bezeichnung der Urninge als misstratene Geschöpfe der Natur¹³⁴ später als nicht opportun empfunden. In *Memnon* charakterisierte er, in scheinbarer juristischer Wortklauberei, Urninge als Produkt eines *außerordentlichen* Formungsprozesses der Natur und reservierte das Prädikat *misslungen* für Zwitter. Im Gegensatz zu Zwittern, die körperlich zumindest an den Genitalien „etwas krankhaftes oder verkrüppeltes“ hätten, seien männliche wie weibliche Urninge körperlich und geistig gesund.¹³⁵

Und trotz dieser Konzessionen: Ulrichs’ Schriften charakterisiert eine „Rhetorik der selbstgewissen, mit Gott und der Natur im Einklang befindlichen eigensinnigen Existenzweise, die nicht jammert, sondern angreift“.¹³⁶ Seinen Angriff fuhr er mit redundanten, „minuziös paraphrasierten und endlos detaillierten ‚wissenschaftlichen‘ Beweisgründen und Widerlegungen, die letztlich auf Unbewiesenes und Widersprüchliches hinauslaufen“, doch war diese Obsession ein Reflex der Obsession der Majorität: „Ulrichs’ Schriften sind eine Philippika und zugleich ein einziger Aufschrei eines Erniedrigten und Beleidigten.“¹³⁷

Der Beweis, dass die gleichgeschlechtliche Liebe ein Naturphänomen ist, bedeutete für Ulrichs ihre moralische Legitimation. Seine Konstruktion des *Wir* als ein drittes Geschlecht war der Platz der Urninge in der Natur. Ein Urning sei „nicht Mann, sondern ein Wesen weiblicher Art“: „Wir Urninge bilden eine *zwitterähnliche* besondere geschlechtliche Menschenklasse, ein eigenes Geschlecht, dem Geschlecht der Männer und dem der Weiber als *drittes Geschlecht* coordinirt [Hervorh. im Original].“¹³⁸ Wenn ein Urning Männer liebe, handle er „gemäß seiner Natur und gemäß der Urningsnatur überhaupt“: „Wenn ich den liebe, zu dem meine Natur mich hinzieht, so handle ich nicht naturwidrig.“¹³⁹ Anders als Hössli, dem es nicht gelang, den ‘körperlichen Punkt’ zur Sprache zu bringen, rechtfertigte Ulrichs ausdrücklich Begehren *und* Geschlechtsakte als Natur. Dass es sich bei der mann-männlichen Liebe nicht um „kalte und fühllose Geschlechtsacte“ handle – was nicht nur die Gerichtsmedizin von päderastischen Handlungen annahm –, sondern um „wahre Liebesacte“, beweise die wohltuende „magnetische Durchströmung“ des Körpers, die der Urning bei der „Befriedigung

¹³³ Linck (1997), S. 73. Die Zitate von Ulrichs vgl. Ulrichs (1994a [1865c]), S. 64f.

¹³⁴ Diese Bezeichnung verwandte er nicht nur in seinem moralphilosophischen Werk *Ara spei*, sondern auch in der ebenfalls 1865 erschienenen anthropologischen Schrift *Formatrix*. (Ulrichs (1994a [1865b]), S. 43, 46.)

¹³⁵ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 6-8.

¹³⁶ Sigusch (1999a), S. 111.

¹³⁷ Sigusch (1999a), S. 121.

¹³⁸ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 5. Gleichgeschlechtliche Liebe bei Frauen kannte Ulrichs zunächst nur vom Hörensagen. So spekulierte er vorsichtig, dass dem dritten Geschlecht „möglicherweise tatsächlich ein viertes entsprechen [könnte], ein Geschlecht weiblich gebauter Individuen mit weibweiblicher Geschlechtsliebe“. (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 50, Fußnote) Später bezeichnete er die Existenz des weiblichen Uranismus aufgrund zahlreicher beglaubigter Beispiele als verbürgt. (Ulrichs (1994a [1865b]), S. 40.)

¹³⁹ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 6.

des geschlechtlichen Liebestriebes“ mit einem „blühenden jungen Manne“ empfinde: „Eine naturwidrige Liebe giebt es nicht. Wo wirklich Liebe ist, da ist auch Natur.“¹⁴⁰

Der Jurist Ulrichs konnte nun hinsichtlich der strafrechtlichen Verfolgung der mann männlichen Liebe nach den Regeln der Zunft argumentieren. Da in den bestehenden deutschen Strafgesetzen „die Uebung mann männlicher Liebe keineswegs an sich mit Strafe bedroht“ sei, „sondern ausdrücklich (...) nur insofern, als sie widernatürlich ist“, sei diese, da als naturgemäß ausgewiesen, straflos: „Das Angeborenssein der mann männlichen Liebe ist also nicht etwa Strafmilderungsgrund, nein: Strafausschließungsgrund.“¹⁴¹ Doch Ulrichs forderte nicht nur Straffreiheit, er forderte das Recht zur Ausübung urnischer Liebe als eines der „unbestreitbarsten Menschenrechte“ ein:¹⁴² „Wer, frage ich, giebt euch das Recht, *die uns naturgemäße Liebesbefriedigung uns lebenslänglich zu verbieten* (...). (...) *Auch wir haben das Recht, der Liebe Seligkeit zu schmecken; (...) Laut protestieren wir gegen den Mißbrauch, den bisher die Dionings-Majorität mit ihrer Uebermacht gegen uns getrieben hat [Hervorh. im Original].*“¹⁴³ Dionings-Majorität meinte nicht nur Gesetzgeber und Strafrichter. Seine Anklage schloss die gesellschaftliche Verachtung mit ein: sie galt auch „Blutsverwandten“, die Urninge aus der Familie verstoßen würden, und „jedem aus dem Volke“, der einem Urning „seine öffentliche Achtung“ entziehen würde.¹⁴⁴

Ulrichs' Schriften sind wie „Reden vor einem imaginierten Gericht aufgebaut“.¹⁴⁵ Er war sich bewusst, dass seine Richter befangen, „Partei und Richter in Einer Person“, waren; und dass sie „die Wissenschaft und die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft“ beherrschten.¹⁴⁶ Seine vor einem 'wissenschaftlichen Gericht', dem Deutschen Juristentag, am 29. August 1867 gehaltene Rede, in der Ulrichs die Beratung seiner bereits zwei Jahre zuvor eingereichten und damals abgelehnten Resolution zur Revision der deutschen Strafgesetze, die 'widernatürliche Unzucht' betreffen, beantragte, musste er wegen tumultartiger Proteste abbrechen.¹⁴⁷ Seine danach weiterhin geäußerte Kritik der Gesetzgebung, insbesondere die Übernahme des § 143 des preußischen Strafgesetzbuches in das Reichsstrafgesetzbuch (als § 175 RStGB), und von Strafrechtsprozessen hatte zumindest keine materiellrechtlichen Folgen. Der

¹⁴⁰ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 20, 22f. Vgl. Hössli (1996b [1838]), S. 187. Die „lyrische Rede von der ‘magnetischen Durchströmung’“ (Müller (1991), S. 198) war ein Überbleibsel von Ulrichs' erstem Erklärungsversuch der mann männlichen Anziehung, die sich auf die Theorie des tierischen Magnetismus bezogen hatte, die im 18. Jahrhundert von Friedrich Anton Mesmer aufgestellt worden war. Die zunächst viel kritisierte Theorie erlangte 1843 in Deutschland durch die Behauptung Karl Ludwig Freiherr von Reichenbachs, er habe eine magnetische Kraft entdeckt, erneut Popularität. (Kennedy (1990), S. 43f.; vgl. Müller (1991), S. 196) Die magnetische Durchströmung war zugleich Metapher der von Ulrichs polar konstruierten geschlechtlichen Anziehung zwischen weiblichem Urning und dem „von Ulrichs fast immer als ‘blühender junger Mann’“ bezeichneten Geliebten. (Kennedy (1990), S. 61; Müller (1991), S. 64.)

¹⁴¹ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 17.

¹⁴² Ulrichs (1994a [1864a]), S. 24.

¹⁴³ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 11, 13.

¹⁴⁴ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 14.

¹⁴⁵ Müller (1991), S. 57.

¹⁴⁶ Ulrichs (1994a [1864a]), S. IX.

¹⁴⁷ Ulrichs (1994b [1868a]), insbesondere S. 1-16. Vgl. Kennedy (1990), S. 113-119; Müller (1991), S. 62.

pathetische Schluss seiner Hauptschrift *Memnon* (1868) – Ulrichs rief, für seine Texte untypisch, Gott als unparteiischen Richter in Sachen strafrechtlicher Unterdrückung der Urninge an – kann als Zeichen dafür gelesen werden, dass er die Ignoranz der Anderen, der angeklagten Dioninge, seiner Argumentation gegenüber unterschätzt hatte: „Gott, Schöpfer! wie lange wirst du noch dulden, daß man deine Geschöpfe verfolge, wenn sie dem Zuge der Natur folgen, die *du* ihnen gabst? (...) Offen, mit Nennung meines Namens, (...) unter Anrufung der höchsten Quelle des Sittlichkeits- und Gerechtigkeits-Gesetzes, erhebe ich hiemit feierlich *Protest* im Namen des zertretenen Rechts der Natur gegen alle noch bestehenden Gesetze, kraft welcher angeborene Urningsliebe verfolgt wird (...). *Vater, vergieb ihnen: denn sie wissen nicht, was sie thun!*“ [Hervorh. im Original]¹⁴⁸ 1880 verließ Ulrichs „das Herrschaftsgebiet des Paragraphen; er ging in ein freieres Land“.¹⁴⁹ Bis zu seinem Tod 1895 lebte er in Italien.

Mitstreiter in Sachen Strafrechtsreform war der deutsch-ungarische Schriftsteller Karl Maria Benkert (seit 1847 Kertbeny), der 1869 anonym zwei Pamphlete gegen die Übernahme des preußischen § 143 StGB in das Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes veröffentlicht hatte.¹⁵⁰ Kertbeny hatte 1864 eine Schrift von Ulrichs gelesen und daraufhin einen Briefwechsel mit ihm begonnen, der, so Herzer/Féray, Ulrichs zur Übernahme seiner Sexualtheorie bewegen sollte, die Kertbeny sich selbst nicht zu veröffentlichen traute. Normal- oder „Heterosexuale“ hätten, so Kertbeny, einen ungebundenen Geschlechtstrieb, d. h. seien auch zur Homosexualität fähig, wohingegen die Natur „Homosexuellen“ einen an das gleiche Geschlecht gebundenen Geschlechtstrieb mitgegeben habe. Da Ulrichs seine Indienstnahme verweigerte, kam es zum Bruch zwischen beiden.¹⁵¹ Ulrichs‘ Theorie des Uranismus als körperlich-seelischen Hermaphroditismus, die ich im Folgenden darstelle, schrieb Diskursgeschichte. Dagegen machten Kertbenys terminologische Neuschöpfungen Epoche: im ersten anonymen Pamphlet von 1869 stand erstmals das Wort Homosexualität. Diesen neutral-wissenschaftlich klingenden und nicht wie Uranismus emanzipatorisch belasteten Begriff griff 1880 der Arzt und Zoologieprofessor Gustav Jäger, mit dem Kertbeny einen Briefwechsel führte, auf und stellte ihm die Heterosexualität zur Seite.¹⁵²

3.4.2 „Körperlich-seelischer Hermaphroditismus“¹⁵³

Die klare Aufgabenteilung der ersten beiden von Ulrichs parallel 1864 veröffentlichten Schriften führten die zwei ergänzenden Veröffentlichungen des Folgejahres weiter: *Vindex* trat für das Naturrecht der urnischen Liebe ein, *Inclusa* trat an, den Beweis zu liefern, dass der

¹⁴⁸ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 133.

¹⁴⁹ Ulrichs (1994d [1880]), S. 90. Vgl. Kennedy (1990), S. 224.

¹⁵⁰ Kertbeny (1905 [1869a]); Kertbeny (1869b).

¹⁵¹ Herzer / Féray (1993). Zu den Unterschieden der theoretischen Konzepte und Emanzipationsstrategien von Ulrichs und Kertbeny vgl. Herzer (1985/86), S. 9-12.

¹⁵² Herzer / Féray (1993), S. 44, 46; Müller (1991), S. 79. Dass Kertbenys Sexualtheorie nicht über ihren Grundriss hinauskam, war, so Herzer, der Karriere des Begriffs Homosexualität förderlich: da durch kein theoretisches Konstrukt belastet, konnte er von seinem ursprünglich emanzipatorischen Sinn gelöst werden. (Herzer (1985/86), S. 16.)

¹⁵³ Ulrichs (1994b [1868b]), S. XXI.

Uranismus ein Naturphänomen ist, dessen Verfolgung auf einem „naturwissenschaftlichen Irrthum()“ beruhe.¹⁵⁴ Der „Fundamentalsatz“ des Ulrichs’schen Systems lautete: „*Die Natur ist es, die einer zahlreichen Classe von Menschen neben männlichem Körperbau weibliche Geschlechtsliebe giebt, d. i. geschlechtliche Hinneigung zu Männern, geschlechtlichen Horror vor Weibern* [Hervorh. im Original].“¹⁵⁵

Dass die Natur auch „an demjenigen Stück unseres geistigen Ich, welches *nicht* die geschlechtliche Liebe betrifft [Hervorh. im Original]“, ¹⁵⁶ eine weibliche Entwicklung hervorruft, wertete Ulrichs als Stütze seiner Hypothese eines angeborenen weiblichen Geschlechtstriebes: „*Unser Charakter, die Art wie wir fühlen, unsere ganze Gemüthsart, ist nicht männlich, sie ist entschieden weiblich. (...) Dieses innere weibliche Element ist äußerlich an uns erkennbar durch ein auch äußerlich hervortretendes weibliches Wesen* [Hervorh. im Original].“¹⁵⁷

Mannmännliche Liebe als angeboren, als ein Naturphänomen zu beweisen, bedeutete für Ulrichs, die Existenz eines ‘dritten Geschlechts’ zu beweisen. Dessen Konstruktion beruhte auf einer paradoxen Strategie. Festhalten an der „substantialisierten Polarität“ der Geschlechter und zugleich Aufsplitten dieser Geschlechterpolarität in eine Anzahl von Sub-Geschlechtern:¹⁵⁸ Geschlecht des Körpers und des Körperhabitus, Geschlecht des Liebestriebes und des Charakterhabitus (Wesen). Zwischen den Polen Mann und Frau siedelte Ulrichs das polar-gemischte ‘dritte Geschlecht’ mit seinen verschiedenen Varietäten und Übergangsformen an.

Ulrichs’ biologische Beweisführung bestand aus Analogieschlüssen, die zeigen sollten, dass und wie die Natur nicht „stets das ganze Individuum“ ausschließlich männlich oder weiblich entwickelt.¹⁵⁹ Er schloss zunächst einmal von Hermaphroditen auf Urninge: so wie jene außer Hoden bzw. Eierstöcken andere körperliche Merkmale des anderen Geschlechts hätten, könne die Natur auch andere Mischungen hervorbringen, beispielsweise Individuen mit Hoden, männlicher Körpergestalt und weiblicher Geschlechtsliebe, also Urninge.¹⁶⁰

Als „Schlüssel zu dem Räthsel urnischer Liebe“¹⁶¹ galt Ulrichs der „embryonische() Urzwitter“.¹⁶² Die doppelgeschlechtliche Anlage des Embryos sei bei jedem Menschen durch

¹⁵⁴ Ulrichs (1994a [1864a]), S. XI.

¹⁵⁵ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 1.

¹⁵⁶ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 18.

¹⁵⁷ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 12. Bereits ein Jahr später in *Formatrix* wurde der Urning differenzierter konstruiert (s. u.).

¹⁵⁸ Müller (1991), S. 64f., 86.

¹⁵⁹ Durch eine Widerlegung dieser als „Vordersatz“ bezeichneten Behauptung meinte er, seinen Fundamentalsatz zu beweisen. (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 1f.)

¹⁶⁰ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 5f. Um die Berechtigung dieses Analogieschlusses zu unterstreichen, führte Ulrichs drei in der Fachliteratur genannte pseudohermaphroditische Urninge an: Individuen mit Hoden, einigen weiblich ausgeprägten körperlichen Merkmalen und weiblicher (also auf Männer gerichteter) Geschlechtsliebe.

¹⁶¹ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 53.

¹⁶² Ulrichs (1994b [1868b]), S. 2.

somatische Rudimente des jeweils anderen Geschlechts sinnfällig: „Unentwickelte Brustdrüsen trägt der Mann zeitlebens zwitterhaft mit sich umher, das Weib ein unentwickeltes Membrum, die sogenannte Clitoris“.¹⁶³ Die darwinistische Ontogenese bezog sich auf die Ausbildung des körperlichen Geschlechtsdimorphismus. Ulrichs' evolutionstheoretische Rationalisierung des in verschiedenen Variationen geschlechtlich besetzbaren Körper-Seele-Schemas¹⁶⁴ stellte einen Analogieschluss von der somatischen auf die psychische Ontogenese dar, der in der Tradition der biologistischen Geschlechterideologie des 19. Jahrhunderts stand. Dieser galten nicht nur somatische, sondern auch psychische Geschlechtscharaktere als angeboren. Ulrichs lieferte, „was die Wissenschaft seiner Zeit erwartete: die körperliche Grundlage für den weiblichen Geschlechtstrieb des Urnings“.¹⁶⁵

Ulrichs konstruierte ein Modell, das erstens einen embryonalen Keim der Geschlechtsliebe postulierte, dessen korrespondierendes körperliches Substrat die Keime der Geschlechtsteile seien, und das zweitens die körperliche und geistige Ontogenese auf das Wirken einer primären und einer sekundären Natur zurückführte. Bis „etwa in die zwölfte oder dreizehnte Woche des embryonalen Daseins“ wirke die „primaire Natur“, die alle Embryonen „nach ein und derselben Schablone“ bilde:¹⁶⁶ „a. mit *spezifisch männlichen* Körpertheilen, namentlich mit dem Membrum; b. mit *spezifisch weiblichen* Körpertheilen, namentlich mit Körperhöhle, Brust-Milchdrüsen und Brust-Saugwarzen; c. mit *Zwitter-Testikeln*, d. i. mit Testikeln, welche (...) die (...) Fähigkeit in sich tragen, entweder zu männlichen Hoden oder aber zu weiblichen Eierstöcken sich zu entwickeln; d. mit dem (...) *Zwitter-Keime der Geschlechtsliebe* oder des Liebestriebes, d. i. mit einem Liebeskeime, welcher weder männlich noch weiblich ist, dem aber die wunderbare Fähigkeit innewohnt, sich entweder zu männlicher oder aber zu weiblicher Liebe sich zu entwickeln [Hervorh. im Original].“¹⁶⁷

Die „secundaire Natur“ habe die Aufgabe, „aus dem vorgefundenen Zwittergeschöpf ein geschlechtlich einheitliches herauszuarbeiten“. Ulrichs unterschied drei Aufgabenbereiche:¹⁶⁸

1. „Umschaffung des körperlichen Geschlechtsorganismus“, d. h. a) die Zwittertestikel zu Hoden oder zu Eierstöcken zu entwickeln; b) die spezifisch männlichen *oder* die spezifisch weiblichen Teile weiterzuentwickeln und die Weiterentwicklung der Teile des jeweils anderen Geschlechts zu unterdrücken; c) dem übrigen Körper entweder männlichen oder weiblichen „Geschlechtshabitus“ zu verleihen.
2. „dem Zwittertum des geistigen Geschlechtsorganismus entweder männliche oder weibliche Entwicklung zu geben“, d. h. a) den Liebestrieb männlich oder weiblich zu entwickeln; b) „dem Gemüthsleben (dem Charakter) männlichen oder weiblichen Geschlechtshabitus aufzuprägen“ (der Verstand werde, so Ulrichs, nicht vom Geschlechtshabitus beeinflusst,

¹⁶³ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 8.

¹⁶⁴ Vgl. Runte (1996), S. 86.

¹⁶⁵ Kennedy (1990), S. 60.

¹⁶⁶ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 40f. Vgl. Ulrichs (1994a [1864b]), S. 7f.

¹⁶⁷ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 41.

¹⁶⁸ Für die folgenden drei Punkte: Ulrichs (1994a [1865b]), S. 41-43.

„wenigstens sobald dieser dem Gefühlsleben gegenüber seine Freiheit schützt“).

3. „den körperlichen und den geistigen Geschlechtsorganismus in übereinstimmender Richtung zu entwickeln, also nicht den einen männlich, den anderen weiblich.“

Auf der Grundlage des derart über das Individuum verstreuten Geschlechts wurde die bisherige geschlechtliche Normalität zum Extrem, dessen Häufigkeit, nicht dessen Nichteintreten verwundere: Aufgabe der zweiten Natur sei, Zwitter „zu zwei in allen Stücken einander entgegengesetzten geschlechtlichen Polen (...) umzuformen“; diese Aufgabe sei „in so hohem Grade zusammengesetzt und kunstreich“, dass ein Missraten dieser geschlechtlichen Extrembildung nicht überrasche.¹⁶⁹ Vier geschlechtliche Keime (die oben genannten) des Urzwitter, drei körperliche und ein unkörperlicher,¹⁷⁰ waren die Variablen, anhand derer Ulrichs drei Verfahrensmodi der „umformenden Natur“ entworfen hat: ein „regelrechtes Verfahren“, das einen Knaben bzw. ein Mädchen forme; ein „außerordentliches Verfahren“, bei dem die drei körperlichen Keime zum einen Geschlecht, der unkörperliche zum anderen Geschlecht hin entwickelt werden: „es entsteht ein mit weiblichem Liebestrieb begabter uneigentlicher Mann“, ein Urning, bzw. umgekehrt eine „Urningin“. Beim „mißlungene(n) Verfahren“, bei dem sich die drei körperlichen Keime uneinheitlich entwickeln, entstünden Zwitter.¹⁷¹

Ulrichs' biologisches System entwarf nicht nur eine Theorie des gleichgeschlechtlichen Begehrens, sondern auch eine des 'regelrechten' Begehrens von Mann und Frau. Zweifler, die „bessere Gründe“ für das Angeborensein der gleichgeschlechtlichen Liebe als die von ihm vorgetragene fordern würden, forderte er seinerseits auf zu beweisen, dass die Liebe zum anderen Geschlecht angeboren sei – eine Provokation, er hinterfragt schließlich die anthropologische Selbstverständlichkeit einer teleologisch durch die Fortpflanzung bestimmten und legitimierten Heterosexualität. Naiv und voll Selbstvertrauen, das systematischen Denkern eigen ist, glaubte Ulrichs, die Dioninge (also die heterosexuellen Männer) könnten nur „die analog ganz gleichen Gründe“ vorbringen.¹⁷²

3.4.3 (Selbst-)Beobachtungen einer Naturerscheinung - Phänomenologien der Urninge

In einem Brief an seine Schwester vom 22. September 1862 schrieb Ulrichs: „Du fragst, ob das dritte Geschlecht sich auch untereinander liebt? Auf diese Frage war ich nicht gefasst; ich hatte sie mir noch nicht gestellt. *Ich* habe *niemals* Liebe empfunden zu einem Uranier. Ich

¹⁶⁹ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 45f.

¹⁷⁰ Ulrichs konstruierte für den Geschlechtshabitus neben dem Keim des Liebestriebes keinen fünften (bzw. zweiten unkörperlichen) Geschlechtskeim. In *Inclusa* fielen für Ulrichs beide Aspekte automatisch zusammen: jeder Urning habe ein weibliches Wesen, das durch kulturelle Einflüsse nur verschieden stark ausgeprägt sei. Nachdem er in *Formatrix* zwischen Weiblingen und Mannlingen unterschieden hatte (Ulrichs (1994a [1865b]), S. 59), hätte er die von ihm postulierten „tausend Abstufungen“ zwischen weiblichem und männlichem Habitus (a.a.O., S. 48) durch einen doppelt geprägten Habitus-Keim erklären müssen, und das hielt er, wie entsprechende Überlegungen zur Bisexualität zeigen (s. u.), für undenkbar. In *Memnon* wurden schließlich die nicht den Geschlechtstrieb betreffenden seelischen Elemente zu „geschlechtlichen Nebenprodukte(n)“ erklärt, deren Entwicklung sich im Kampf mit dem entgegengesetzten Körpergeschlecht entscheidet. (Ulrichs (1994b [1868b]), S. 8.)

¹⁷¹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 3-8.

¹⁷² Ulrichs (1994a [1864b]), S. 60.

habe jedoch erst sehr wenige gesehen. Für unmöglich halte ich ein gegenseitiges Liebe-Empfinden nicht. Mir ist es jedoch, wie ich meine, ein wenig widerstrebend [Hervorh. im Original].¹⁷³ Da er mit anderen Urningen wenig bekannt war, nahm er an, dass alle anderen Urninge so seien müssten wie er.¹⁷⁴ Ulrichs war zunächst das „Modell urnischen Lebens“, er „konstituierte sich als Subjekt/Objekt seiner Sexualität, aus der sich seine Identität ‘ableiten sollte’.“¹⁷⁵ Wie Ulrichs‘ Eigenschaften und Erfahrungen (z. B. Kindheit, Träume, Liebeserfahrungen) eine Phänomenologie des Urnings vorstrukturierten, die die Sexualpathologie in eine Symptomatologie des Konträrsexuellen übersetzen wird, so nahm das von ihm entworfene Schema geschlechtlicher Varietäten, in das er die selbst wiederum in Unterformen untergliederte Kategorie der Urninge einordnete, Klassifikationen der Sexualpathologie vorweg.¹⁷⁶ Der Urning war ein Geschöpf, dem sein Missratensein und die Mangelhaftigkeit seiner Liebe auf dem Leib geschrieben stand. Dieses nachbesserungsbedürftige Modell modifizierte er infolge von Briefen von und Bekanntschaften mit anderen Urningen.

„Geschlechtliche Unbehaglichkeit des Urnings im eigenen Körper“ – der Urning, ein „Quasi-Mann“ mit weiblicher Geschlechtsidentität

Für Ulrichs hatten Urninge mit Dioningen nur den männlichen Körper gemein. Die „essentielle Feminität“ ihres „ganzen geistigen Organismus“¹⁷⁷ – eine weibliche Geschlechtsidentität als unhintergebar metaphysischer Kern¹⁷⁸ – gab sich äußerlich zu erkennen: „in der Art des Auftretens vor Menschen, im geselligen Benehmen, in Manieren, in Mienen und Gebärden, in Gesten, fast in jeder Bewegung (...), im Lachen und Lächeln“, in einer „gewisse(n) Weichheit des Charakters“ und einem „empfindungsvolle(n) Zug des Gemüths“. Männliche Wesenszüge des Urnings seien bloß anezogen oder gespielt: „Nur insofern ist unser äußeres Wesen männlich: als Erziehung, die stete Umgebung, in der man uns aufwachsen ließ, und die sociale Stellung, die man uns gab, männliche Manieren uns künstlich anezogen haben. Den Mann spielen wir nur. Wir spielen ihn, wie auf dem Theater Weiber ihn spielen (...)“¹⁷⁹

Insbesondere der weibliche Habitus in der Kindheit – „ehe man uns eine erkünstelte Männlichkeit anezogen hatte“ – galt Ulrichs als Beleg für das angeborene weibliche Wesen des Urnings: „Hang zu mädchenhaften Beschäftigungen, zum Umgang mit Mädchen, zum Spielen mit Mädchenspielzeug, namentlich auch mit Puppen. (...) Wohlgefallen an nähen, stricken, sticken, häkeln“; Scheu vor Umgang mit Knaben, kein Gefallen an Knabenspielen, insbesondere „am Soldatenspielen, dem liebsten Zeitvertreib der Knaben“.¹⁸⁰ Autobiographische Bezüge waren die empirische Grundlage von Ulrichs Entwurf einer urnischen Biographie.

¹⁷³ Ulrichs (1994a [1899]), S. 45.

¹⁷⁴ Kennedy (1990), S. 64.

¹⁷⁵ Müller (1991), S. 192, 195.

¹⁷⁶ Müller (1991), S. 68.

¹⁷⁷ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 5.

¹⁷⁸ Runte (1996), S. 84.

¹⁷⁹ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 12f.

¹⁸⁰ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 13f.

Seine Selbstwahrnehmung eines weiblichen Habitus wurde von verwandtschaftlicher Seite bestätigt.¹⁸¹ Seine Mutter habe sein Anderssein schon seufzend festgestellt, als er 10 bis 12 Jahre alt gewesen sei: „Karl, du bist nicht so, wie andere Jungen!“¹⁸² Aus seiner Kindheit berichtete Ulrichs, dass er als 3- bis 4jähriges Kind Mädchenkleider getragen und dann nur widerwillig „Jungenszeug“ angezogen habe. Oft habe er in seiner „ersten Kindheit (...) klagend und protestierend gesagt: ‘Nein, ich will ein Mädchen sein.’“¹⁸³

Ulrichs konstruierte eine „ununterbrochene Continuität der Symptome der urnischen Natur bis in die allerfrüheste Kindheit hinab“:¹⁸⁴ nach dem bereits in der Kindheit offenbar werden- den weiblichen Habitus und Wesen erwache „die urnische Liebe sofort mit dem Eintritt der Pubertät“. Damit waren für Ulrichs die von Dioningen genannten Gelegenheitsursachen – „bald soll Uebersättigung am Genuß des Weibes, bald Mangel an diesem Genuß, bald Gewöhnung an männlichen Genuß“ die urnische Neigung erzeugen – widerlegt.¹⁸⁵ Doch der weibliche Liebestrieb zeige sich gewissermaßen bereits präpubertär in den „ersten Vorboten der Mannbarkeit“: in schwärmerischen Schülerlieben, Phantasien, erotischen Träumen.¹⁸⁶ Er beklagte, dass man „sehr zu Unrecht (...) die Wichtigkeit jener inneren Traumerscheinungen für die Geschlechtswissenschaft bisher leider noch immer gänzlich übersehen“ habe:¹⁸⁷ denn Liebesträume bewiesen schon „ganz allein (...), daß unsere urnische Liebe uns angeboren sei“.¹⁸⁸ Und im Zusammenhang eines in seiner Phantasie immer wiederkehrenden Bildes, das eine in einer Zeichenvorlage gesehene „griechische Gottes- oder Helden-Gestalt, welche in nackter Schönheit dastand“, hervorgerufen habe, nahm Ulrichs die geschlechtswissenschaftliche Hypothese einer angeborenen Ursache und eines psychischen Auslösers der konträren Sexualempfindung vorweg: „Dieses Bild, hundertmal zurückgedrängt, trat mir hundertmal wieder vor die Seele. An der Existenz des Uranismus in mir ist es natürlich sehr unschuldig. Es hat nur den schlummernd schon vorhandenen erweckt; was jeder andere Anlaß ebenso gethan haben würde.“¹⁸⁹

Dass „Millionen von Menschen aller Zeiten und Völker“ trotz betriebener Verfolgung „urnisch geliebt“ haben, galt Ulrichs als weiterer Beweis dafür, dass die urnische Liebe ein dem Willen entzogenes Naturphänomen ist.¹⁹⁰ Mit der Konstruktion einer determinierten Entwick-

¹⁸¹ Ulrichs (1994a [1899]), S. 51f. An den Rand des Briefes vom 28. November 1862 schrieb ein Verwandter: „Einen solchen weiblichen Habitus glaube ich an Karl allerdings stets wahrgenommen zu haben.“ (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 15.)

¹⁸² Ulrichs (1994a [1864b]), S. 15.

¹⁸³ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 57.

¹⁸⁴ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 57.

¹⁸⁵ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 25f. Vgl. Ulrichs (1994b [1868b]), S. 58.

¹⁸⁶ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 54-56.

¹⁸⁷ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 12, Fußnote 14.

¹⁸⁸ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 24.

¹⁸⁹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 54.

¹⁹⁰ Ulrichs' „historische Notizen“ spannten den Bogen vom alten Testament bis zum ihm zeitgenössischen Prozess um den vom Gerichtsmediziner Casper in einem Aufsatz Graf Cajus genannten „unglückliche(n) Urning v. Malzahn“. (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 38-44.)

lung urnischer Weiblichkeit von der ersten Kindheit an meinte Ulrichs, das empirische Gegenstück zu seiner biologischen Theorie geliefert zu haben.¹⁹¹ Durch die Verankerung der Weiblichkeit des Urnings im metaphysischen Kern des Geschlechtskeims entschärfte er biologisierend das traditionelle Stigma der Effeminiertheit.¹⁹²

Die klare geschlechtliche Zuordnung der embryonischen Keime des Urnings bedingte, dass Ulrichs die Weiblichkeit des Habitus auf den Charakter beschränkt hat. Der Körperhabitus sei beim Urning „im allgemeinen völlig männlich“; in *Formatrix* machte er zwei Einschränkungen: manche Urninge hätten einen mädchenhaften Teint oder weiblich zart gebaute Hände.¹⁹³

Ulrichs definierte „Homosexualität tautologisch und normativ“.¹⁹⁴ Die Abweichung des Triebes von seinem vorgesehenen Ziel wurde durch eine Umbestimmung des Triebes selbst normalisiert: „Die Analogie der *Magnetnadel* trifft zu nicht nur für euere, sondern auch für unsere Liebe. (...) Denn wir tragen weibliches Element in uns, nicht männliches. *Männer* sind uns darum nur scheinbar gleiche, in Wahrheit *ungleiche Pole*, *Weiber gleiche Pole* [Hervorh. im Original teilweise weggelassen].“¹⁹⁵

Diese Rationalisierung des beunruhigenden mann männlichen Begehrens hatte einen hohen Preis: „Die von uns oft heiß ersehnte Gegenliebe schmecken wir nie.“¹⁹⁶ Denn ein Urning übe auf einen anderen Urning wenig oder keine geschlechtliche Anziehung aus, „wenigstens sobald das weibliche Element sich zu erkennen giebt“. Urninge zögen, „ganz wie die Weiber, nur wahrhaft männliche junge Männer an.“ Die bei Urningern vermisste „echte Männlichkeit“ könne nur bei Dioningen gefunden werden: doch wie der Dioning „wider oder doch ohne seinen Willen“ den Urning anziehe, stoße dieser den Dioning, für den der Urning ein gleicher Pol sei, ab.¹⁹⁷ Da urnischer und dionischer Liebestrieb unwillkürlich und damit unumkehrbar seien,¹⁹⁸ formulierte Ulrichs die Anmaßung, ein „Liebesbündniß zwischen Urning und Dioning“ sei dem Dioning „subjectiv zwar unnatürlich“, weil er diesen nicht genieße, wohl aber objektiv „natürlich, weil er nämlich in demselben einen dem Urning natürlichen Liebesgenuß gewährt“.¹⁹⁹

¹⁹¹ Auch „auf dem Wege der reinen Beobachtung“ erschließe sich der Zusammenhang „zwischen der Liebe des Urnings in ihrer thatsächlichen Erscheinung und des Urnings embryonischem Keimzustande“. Ulrichs (1994b [1868b]), S. 52.

¹⁹² Runte (1996), S. 84f. So zitierte Ulrichs den von Fränkel berichteten Fall des passiven Päderasten Blank, der sich häufig als Frau kleidete (Fränkel (1853)). Er bezeichnete Blank als Urning, der sich „gegen das künstliche Anerziehen männlichen Wesens entschieden gesträubt habe“. Seine „läppische Affectation“ sei keine weibische Maske, sondern komme „von einer in ihm wohnenden weiblichen Natur“. (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 16f.)

¹⁹³ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 23.

¹⁹⁴ Runte (1996), S. 84.

¹⁹⁵ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 25.

¹⁹⁶ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 56.

¹⁹⁷ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 25, 29.

¹⁹⁸ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 31, 34.

¹⁹⁹ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 25f. Dazu schrieb der Arzt R. Virchow an Ulrichs (19.08.1864): „Ahnen Sie nicht, daß Sie die Würde des Mannes angreifen, wenn Sie ihn zu einem Geschäft gebrauchen, für welches

Neben der fehlenden Gegenliebe konzidierte Ulrichs die Unfruchtbarkeit urnischer Liebesakte als weiteren naturgemäßen Mangel: „Daß unsere Liebesacte zur Fortpflanzung nicht tauglich sind, sowie daß eine (...) Naturgewalt gerade zu solchen unfruchtbaren Liebesacten uns antreibt (...): für beides sind nicht wir verantwortlich, sondern die Natur.“²⁰⁰ Die „große() Mangelhaftigkeit der urnischen Liebe im Vergleich mit der dionischen“ wurde zum zweckrationalen Argument: wer würde schon freiwillig solch einen Liebestrieb wählen.²⁰¹

Ein dritter von Ulrichs genannter Mangel war die logische Konsequenz seiner Konstruktion der sexuellen als einer geschlechtlichen Inversion, seiner Begründung eines homosexuellen Begehrens durch eine wesenhafte innere Weiblichkeit. Das Argument zeigte, dass der Urning „bereits mit dem ‘Transsexuellen’ schwanger“ ging:²⁰² „Eine der augenfälligsten und zugleich beweiskräftigsten Thatsachen ist ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit in dem eigenen Körper, eine gewisse Unzufriedenheit des *weiblichen Gemüths* mit dem *männlich gebauten Körper*, in welchen es *eingeschlossen* ist [meine Hervorh.].“²⁰³ Diese Fassung der formelhaft in der sexualwissenschaftlichen Literatur zitierten Leib-Seele-Metapher war die erste Stelle, an der Ulrichs diesen Gedanken formuliert hatte, den er später, lateinisiert in die Formel „Anima muliebris in corpore virili inclusa“ gebracht, seiner Schrift *Memnon* als Untertitel gab und selbst als Zusammenfassung seiner Theorie bezeichnete.²⁰⁴

Diese Unbehaglichkeit sei, so Ulrichs, ursprünglich in jedem Urning vorhanden, sie verwische sich nur oder schleife sich ab durch die „männliche Erziehung und sociale Stellung“ des Urnings, so dass sie bei Urningen häufig genauso wenig „zum klaren Bewußtsein“ gelange wie das weibliche Element selbst. Damit führte Ulrichs die Tatsache, dass „des Urnings Muliebrität [= Weiblichkeit; V.W] in Gemüth und Geschlechtsliebe variirt“,²⁰⁵ auf kulturelle Verstellungen einer ursprünglichen und dem einzelnen häufig unbewußten Natur zurück.

Die Abschaffung des männlichen Körpers des Urnings wäre die fantastische Lösung, um die Gegenliebe des Dionings gewinnen zu können – die ‘transsexuelle’ Realisierung der als unmöglich konstruierten wechselseitigen urnischen Liebe. Das Modell dieser Lösung fand Ulrichs im römischen Kaiser Antoninus Heliogabalus, bei dem „das weibliche Element des Urnings völlig zwanglos zur Entfaltung gelangen“ konnte. Er kritisierte den antiken Geschichtsschreiber Cassius dafür, für Antoninus’ „Unzufriedenheit mit dem geschlechtlichen Bau des eigenen Körpers“ kein Verständnis zu haben. Antoninus habe nicht bei einer oberflächlichen Verweiblichung (Kleidung, Schminke, Bartlosigkeit) stehen bleiben wollen, sondern Ärzten eine Belohnung dafür versprochen, wenn sie ihm operativ weibliche Schamteile

er seiner Natur nach nicht bestimmt ist?“ Ulrichs meinte, den Einwurf durch den Hinweis zu entkräften, dass Virchow sich insbesondere auf den Analverkehr bezogen habe, er diesen aber in diesem Zusammenhang ausnehme. (Ulrichs (1994a [1865c]), S. 45.)

²⁰⁰ Ulrichs (1994a [1864a]), S. 8. Vgl. Ulrichs (1994b [1868b]), S. 40f.

²⁰¹ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 56.

²⁰² Runte (1996), S. 87.

²⁰³ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 68.

²⁰⁴ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 115.

²⁰⁵ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 68.

herstellen würden. Die antiken Autoren sind sich allerdings nicht einig, ob sich Antoninus seine männlichen Geschlechtsteile habe amputieren lassen wollen, oder ob er sich habe „dopelnaturig“ machen lassen wollen.²⁰⁶

Die Mediziner werden die Realisierung des transsexuellen Fantasma ungefähr fünfzig Jahre nach Ulrichs in Angriff nehmen. Ulrichs dagegen modifizierte sein System aufgrund von Erfahrungen, dass es eine Realität der urnischen Liebe jenseits seiner Konstruktion gab.

Der Kampf zwischen weiblicher Seele und männlichem Körper - Weibling und Mannling

„Seit dem Erscheinen von *Vindex* und *Inclusa* hat sich mein dort noch beschränkter Blick ganz erheblich erweitert. Theils ward ich angeregt durch Gedankenaustausch: theils nahm die eigene Forschung ihren Fortgang. Daneben ward mir von mehreren Seiten werthvolles neues Material mitgetheilt.“²⁰⁷ Ulrichs' Identitätsprojekt entsprach einem Bedürfnis anderer Männer liebender Männer, unter denen seine Bücher große Resonanz fanden. Kennedy sprach von einer „Flut von Briefen“, die sein Verleger erhalten habe: Dankesäußerungen „für seinen Kampf um ihre Rechte und dafür, daß er ihnen die Augen geöffnet habe, die Wahrheit über sie selbst zu erkennen“.²⁰⁸ Im Vorwort zu seiner nächsten Schrift, *Vindicta*, rief Ulrichs seine Leser zur „Selbstbeschreibung“ auf - ein Versuch, die Bildung eines kollektiven urnischen Selbstbewusstseins und einer urnischen Identität zu initiieren. Alle Urninge, aber auch „alle nach Wahrheit ringenden Dioninge“, sollten „wahrheitsgetreue thatsächliche Einzelheiten (...) über alles, was urnische Liebe (...) betrifft“ mitteilen.²⁰⁹ Diese Selbstbekenntnisse „urnische(r) Lebensformen“ stellte Ulrichs in den folgenden Schriften neben eigenen „autobiographischen Zeugnissen“ seinen Lesern vor.²¹⁰

Das Wiedererkennen anderer in den von Ulrichs gegebenen Beschreibungen bedeutete aber nicht immer eine volle Zustimmung zu seiner Theorie, so dass er diese seinen neuen Erfahrungen und Erkenntnissen anpasste.²¹¹ Bereits in *Formatrix* (1865) revidierte Ulrichs die bislang im Urning dualistisch gegenübergestellten Geschlechter von Körper und Seele: „Körper männlich, Liebestrieb weiblich, Gemüthsart weiblich“, denn „die räthselhaft waltende Natur mag männlich und weiblich auch noch anders mischen“.²¹²

Von den „urnischen Stufen“ bereitete Ulrichs der „Uranodionäismus“, in heutiger Terminologie die Bisexualität, die größten theoretischen Schwierigkeiten: ein „Nebeneinandervorhandensein“ von männlichem und weiblichem Liebestrieb erschien ihm „undenkbar“.²¹³ Auch „Dionäismus mit weiblichem Habitus“ – „Körper und Liebestrieb männlich, Gemüthsart und

²⁰⁶ Ulrichs (1994a [1864b]), S. 69, 71f.

²⁰⁷ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 54.

²⁰⁸ Kennedy (1990), S. 69f.

²⁰⁹ Ulrichs (1994a [1865a]), S. XXII.

²¹⁰ Müller (1991), S. 84.

²¹¹ Kennedy (1990), S. 63. Vgl. Müller (1991), S. 199f.

²¹² Ulrichs (1994a [1865b]), S. 37.

²¹³ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 37, 46.

Habitus vollständig weiblich“, also quasi heterosexuellen ‘Prä-Transvestitismus’ – lässt sich nur schwer mit Ulrichs‘ System vereinbaren, da es einen weiblichen Habitus nur als Epiphänomen eines weiblichen Liebestriebes (es gibt nur einen unkörperlichen embryonalen Keim) vorsah.²¹⁴

Die dritte in *Formatrix* genannte urnische Stufe, „Uranismus mit männlichem Habitus“, kündigte die Umstrukturierung des Ulrichs‘chen Systems an. Dieser hatte bislang bei allen Urningen eine natürliche Muliebrität angenommen, die je nach dem Grad der durch Erziehung und andere gesellschaftliche Einflüsse bedingten künstlichen Vermännlichung variiere. Die zögerliche Aufgabe dieses Standpunkts lässt sich in *Formatrix* nachvollziehen. § 39: der Habitus des erwachsenen Urnings sei, bedingt durch Erziehung und durch das Bestreben der Urninge, ihre Weiblichkeit zu verbergen, „weniger der des gewöhnlichen Weibes, als vielmehr der des sogenannten emancipirten Weibes“. ²¹⁵ § 83: Ulrichs berichtete von einem Urning, der seine „Theorie von dem weiblichen Element“ der Urninge „fast übel“ genommen habe. Dessen Ausspruch, „Männer sind wir!“, sei aber schon deswegen unberechtigt, „weil die auch ihnen angeborene Liebe zum männlichen Geschlecht ja eben ein Stück Weiblichkeit ist“. ²¹⁶ § 99: die frühere Hypothese einer graduell variierenden Muliebrität wurde in ein polares Kontinuum transformiert: er konstruierte als Hauptvarietäten Urninge mit „rein weiblichem“ und mit „rein männlichem Charakterhabitus“ und „tausend Abstufungen“ dazwischen. ²¹⁷

„Viriliores“ oder „Mannlinge“: das dem männlichen Körperbau entsprechende männliche Element herrsche „in allen Stücken“ vor und gebe insbesondere dem „weiblichen Liebestrieb eine gewisse männliche Färbung“, d. h.: vorwiegend männlicher Habitus (körperlich wie geistig) und vorwiegend aktives Begehren von „Jünglingen“, also von Weiblingen in ihrer „Jugendblüthe“.

„Muliebriores“ oder „Weiblinge“: das dem weiblichen Liebestrieb entsprechende weibliche Element herrsche „in allen Stücken“ vor und gebe insbesondere dem „männlichen Körperbau eine gewisse weibliche Färbung“, d. h.: vorwiegend weiblicher Habitus (körperlich wie geistig) und vorwiegend passives Begehren von „Burschen“, also von Mannlingen in ihrer „Jugendblüthe“. ²¹⁸

Damit waren die Eckpunkte seines modifizierten Systems, das Ulrichs in *Memnon* weiter entfaltete, bereits formuliert: Vorherrschen des männlichen körperlichen oder des seelischen weiblichen Elements, letzteres mit einer eventuellen Verweiblichung des Körpers, und vor allem die Möglichkeit einer Gegenliebe zwischen Mannling und Weibling: „So wären wir denn zu dem wichtigen Ergebnis gelangt: daß der liebende U[rning] unter Umständen sogar

²¹⁴ Vgl. Ulrichs (1994a [1865b]), S. 38f.

²¹⁵ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 23.

²¹⁶ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 39.

²¹⁷ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 48.

²¹⁸ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 59.

Gegenliebe finden kann, so daß also der erste, wahrhaft bemitleidenswerthe, Mangel urn.[ischer] Liebe (...) dann wegfällt [Hervorh. im Original].²¹⁹

Die Konstruktion urnischer *Gegenliebe* beruhte auf einem paradoxen Nebeneinander zweier Polaritäten. Die eine bezog sich auf das gleiche Körpergeschlecht beider Urninge: Die Anziehung zwischen zwei Urningen sei nur scheinbar eine „Ausnahme von der Regel, daß nur ungleiche Pole sich anziehen“, denn beide würden von männlichen Körpern angezogen, hätten also ein „weibliches Herz“. Auf den Körper des jeweils Begehrenden komme „es bei der geschlechtlichen Polarität nicht an“.²²⁰ Damit seine polare Konstruktion des Begehrens passte, musste Ulrichs nicht nur den Körper des begehrenden Urnings, sondern auch die Seele des begehrten Urnings außer Acht lassen. „Plato’s Lehre ‘nur die Seele solle man lieben’“ sei „ein Hirngespinnst“: „Eine Seele kann nicht geliebt werden, nur ein Körper.“²²¹ Die zweite Polarität der geschlechtlichen Anziehung war nicht anatomischer, sondern ästhetischer Natur: sie bezog sich auf die „Geschlechtsfärbung“.²²² In dieser Hinsicht imitierten Mannling und Weibling, die „einander überhaupt als Extreme“ gegenüberstünden, die Polarität von Mann und Frau.²²³

Das Anerkennen der urnischen Vielfalt brachte Ulrichs‘ Arithmetik der embryonalen Geschlechtskeime durcheinander. Zur Relativierung der dualistischen Trennung von vollständig weiblicher Seele und vollständig männlichem Körper betonte Ulrichs in *Memnon*: „Die große Innigkeit, mit der Körper und Seele überhaupt unter einander verbunden sind, scheint der Grund zu sein, weshalb eine Scheidung nach Sphären, anstatt begünstigt zu sein, vielleicht gar behindert ist.“²²⁴ Diese innige Verbundenheit bestimmte er nicht als Zustand der Harmonie, sondern als Kampf der einander entgegengesetzten Geschlechtskräfte des Körpers und der Seele, die bestrebt seien, in die jeweils andere Sphäre hinüber zu greifen. Die Kriegsmetaphorik, die das metaphorische Fundament der biologistisch bewiesenen Leib-Seele-Formel selbst kenntlich macht, ersetzte die Keim-Arithmetik. Der Ausgang einzelner ‘Schlachten’ bestimme die Genese geschlechtlicher Varietäten: „Es ist, als gerathe dabei Kraft mit Kraft in einen Kampf, durch den die eine Kraft, sei es nun die des körperlichen oder die des Seelengeschlechts, von ihrer siegreichen Gegnerin in ihrem Eroberungstrieb unter Umständen gänzlich gelähmt und unterdrückt und gänzlich auf ihren innersten Kernpunkt zurückgetrieben werde.“²²⁵

Dieser Kernpunkt war der Ausgangspunkt des Ulrichs‘chen Rechtfertigungsprojekts: beim Mannling sei nur das „nackte Geschlecht der Seele“ weiblich, d. i. die auf das männliche

²¹⁹ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 60. Für dieses theoretische Ergebnis einer möglichen *Gegenliebe* brachte Ulrichs zwei Belege aus der Erfahrung bei. (a.a.O., S. 60-62.)

²²⁰ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 59. Vgl. Ulrichs (1994b [1868b]), S. 16.

²²¹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 59.

²²² Ulrichs (1994a [1865b]), S. 60.

²²³ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 16.

²²⁴ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 9.

²²⁵ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 8f.

Geschlecht gerichtete „Liebessehnsucht“; umgekehrt bei Weiblingen „nur das alleinige Geschlecht des Körpers“ männlich.²²⁶ Bei den „Zwischenurninge(n) sei das „Ergebnis dieses Conflicts der beiden einander gegenüberstehenden Geschlechtskräfte nur ein gegenseitiges sich-durchdringen, meist zwar mit merkbarem Ueberwiegen der einen“.²²⁷ Auch bei der ‚normalen‘ Entwicklung von Mann und Frau fänden Kämpfe statt: wenn der Versuch, das „vom Urzwitter herrührende (...) gegenüberstehende Element auszurotten“, nicht vollständig gelänge, obwohl die körperliche und seelische Geschlechtskraft „stets Hand in Hand wirken“ würden, entstünden „eigentliche Männer“ (männlich „an Seele und Leib“) mit weiblichem Habitus und Wesen bzw. umgekehrt Dioninginnen mit männlichem Habitus und Wesen.²²⁸ Die Komplexität der Bilanz aller einzelnen Geschlechtskämpfe strukturierte das von Ulrichs entworfene Schema „geschlechtliche(r) Varietäten“. Urninge (Mannlinge, Zwischenformen, Weiblinge) und Urninginnen wurden zwischen Männer und Frauen auf der einen Seite und Bisexuellen (Uranodioninge / Uranodioninginnen) und Zwittern auf der anderen Seite platziert.²²⁹

Der Kampf der gegeneinanderstehenden Geschlechtskräfte hinterließ für Ulrichs bei den meisten Urningen Spuren an männlichem Körper (nur nicht bei Mannlingen) und weiblicher Seele (nur nicht bei Weiblingen). So sei im Vergleich zur weiblichen Seele der Frau die des Urnings „nur modifiziert weiblich“, denn „des urn.[ischen] Liebestriebes Weiblichkeit ward durch den männlichen Körper oft stark beeinflusst und in ihrer Entwicklung gehemmt“. Umgekehrt störe eine weibliche Seele, die ein männlicher Körper beherberge, diesen „in seiner rein männlichen Entwicklung“.²³⁰ Allerdings hielt Ulrichs „des Körpers Geschlechtskraft“ für „eine bedeutend stärkere, als die der Seele“, so dass „der Kampf (...) nur ausnahmsweise auf dem Gebiet des Körpers geführt werden [würde], regelmäßig nur auf dem der Seele“, d. h.: eine körperliche Verweiblichung sei auch bei Weiblingen die Ausnahme.²³¹

Hatte für den zunächst von Ulrichs entworfenen Urning die Rede von einer weiblichen Seele, die in einen männlichen Körper eingeschlossen ist, ihre uneingeschränkte Berechtigung und führte letztlich zur Fantasie der Abschaffung des männlichen Körpers, so modifiziert er für das differenziertere Bild der Urninge seine Leib-Seele-Metapher: „Der Satz anima muliebris virili corpore inclusa ist (...) mit 2 Modalitäten zu verstehen, welche seiner Richtigkeit jedoch nicht Abbruch thun: a. corpus virile ist nur ein relativ männlicher Körper, b. die Weib-

²²⁶ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 10. Auf der Basis neuer Bekanntschaften und Zuschriften anderer Urninge wurde der Weibling gegenüber dem Mannling im Vergleich zum Urning der Frühschriften stärker feminin konturiert. (Vgl. a.a.O., S. 10f.)

²²⁷ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 9.

²²⁸ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 9. Diese Fälle konnte Ulrichs mit dem 4-Keime-Schema nicht erklären, da der zentrale Punkt des unkörperlichen Keimes der Liebestrieb war.

²²⁹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 21. In den *Kritischen Pfeilen* entwarf Ulrichs eine andere „Stufenleiter von Uebergangsindividuen“. (Ulrichs (1994d [1880]), S. 95.)

²³⁰ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 115f. Vgl. a.a.O., S. XXII.

²³¹ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 66f.

lichkeit der Seele ist eine durch die Coexistenz eines corpus virile mehr oder minder beträchtlich modificirte. So verschlungene Wege wandelt die Natur.“²³²

3.4.4 *Das subjektive Empfinden des Urnings: das Wesen (der Konstruktion) einer Naturerscheinung*

Auch die Seele des Urnings hat kein Substrat

Ulrichs konstruierte die biologisch begründete urnische Identität als eine ausschließlich subjektive Kategorie. Sie konnte nur als Feststellung eines Urnings von anderen geglaubt werden. Sie war nicht objektivierbar. Eine körperliche Verweiblichung bezeichnete Ulrichs als selten, selbst bei Urningen mit weiblichem Wesen. Auch seelische Weiblichkeit, die sich im Habitus spiegele, könne nur bei einigen Urningen beobachtet werden. Blieb als Symptom der ‘innerste Kernpunkt’, der auf Männer gerichtete Geschlechtstrieb. Doch das postulierte körperliche Substrat der „seelischen Keime“ des embryonalen Stadiums verflüchtigte sich im Laufe der Ontogenese: „Nur damals, als die Urningsseele sich noch im Keimdasein befand, noch geschlechtslos und nur erst weiblichkeits-fähig war, haben jene Ansätze ihrer schlummernden Geschlechtssphäre zum Substrat gedient. (...) Nachdem sie jedoch aus jenem Keimdasein hervorgetreten ist, lebt sie fort *ohne* irgend ein mit ihr harmonirendes körperliches Substrat [Hervorh. im Original].“²³³

Als körperliches Substrat hatte Ulrichs insbesondere die embryonal ebenfalls „noch weiblichkeits-fähig(en)“ Urtestikel im Blick. Dass die Testikel, „auch nachdem dieselben entgegengesetztes, nämlich männliches, Geschlecht angenommen haben,“ nach wie vor der Sitz der weiblichen Urningsseele seien sollen, war die paradox anmutende Betonung des metaphysischen Charakters der Seele: sezieren zwecklos. Nicht dass noch jemand auf die Idee käme, „die Ueberreste der unterdrückten weiblichen Körpertheile“, wie z. B. die Brustwarzen, für das körperliche Substrat der weiblichen Seele zu halten.²³⁴

Diese elegante Form einer biologistischen Begründung psychischer Phänomene, die ein körperliches Substrat behauptet, das mal vorhanden gewesen, aber zum Zeitpunkt der Diagnose nicht mehr nachweisbar war, wird mehr als hundert Jahre später im Diskurs der Transsexualität in modernisierter neuroendokriner Variante wieder auftauchen.

Urnische Identität – urnische Praktiken

Auch die Ausübung urnischer Liebe war noch kein Beweis ihres Angeborensseins, denn auch „uranisirte“ Männer praktizierten sie. Die von Ulrichs zur Unterscheidung von angeborenem Uranismus und durch „Weibermangel, Gewöhnung oder Selbstzwang“ entstandener Uranisierung genannten Anzeichen beruhten sämtlich auf dem subjektiven Empfinden des Urnings:

²³² Ulrichs (1994b [1868b]), S. XXII.

²³³ Ulrichs (1994b [1868b]), S. XXI.

²³⁴ Ulrichs (1994b [1868b]), S. XXI. Abweichend hatte Ulrichs in *Inclusa* im Zusammenhang von drei Fällen von Pseudohermaphroditismus spekuliert: „Der Sitz der Geschlechtsliebe dürfte vielleicht überhaupt ganz anderswo zu suchen sein, als in den Testikeln oder in den Eierstöcken, oder auch als in den übrigen geschlechtlichen Körpertheilen, nämlich im Gehirn.“ (Ulrichs (1994a [1864b]), S. 6) Diese Spekulation griff nicht er, sondern u. a. Krafft-Ebing wieder auf.

„1. *Fühlt er* zu männlichen Wesen, und nur zu solchen, leidenschaftliche Liebessehnsucht (...) ? 2. *Fühlt er* vor geschlechtlicher Berührung mit Weibern Horror? 3. *Empfindet er* in der Berührung mit einem blühenden männlichen Körper eine wohlthuende magnetische Durchströmung? 4. Findet der *Reiz der Anziehung* seinen Gipfelpunct in dessen männlichen Theilen [meine Hervorh.]?“²³⁵

Diese Unterscheidung von Uranismus und Uranisierung nahm die sexualpathologische Unterscheidung von Perversion als Krankheit und Perversität als Laster vorweg: Uranismus und Perversion sollten Ausdruck eines angeborenen Wesens, einer Identität, sein, Uranisierung und Perversität galten als durch die sexuelle Praktik selbst bestimmt. Doch im Gegensatz zu den Sexualpathologen, die für das „zur Krankheit nobilitierte() Laster“²³⁶ die Bedeutung bzw. die Verbreitung des Analverkehrs niedrig ansetzen werden und für die Perversität reserviert wissen wollen, bestimmte Ulrichs das „Begehren, mit dem geliebten Körper sich zu durchdringen,“²³⁷ die „Modalität der sog. griechischen Liebe, des Eindringens,“ als „nicht naturwidrig“, als „vor dem Sittengesetz (...) gerechtfertigt“ und mit der Menschenwürde vereinbar, „wenn die Natur ihrer, und gerade ihrer, bedarf“ – ohne allerdings die Bemerkung zu vergessen, dass diese Praktik in ihm „persönlich Mißfallen erregt“.²³⁸

Ulrichs' Haltung zum Analverkehr war abhängig von der Konstruktion einer möglichen Gegenliebe von Urningen untereinander. Das zunächst entworfene 'transsexuelle Modell' des Urnings verbat für ihn diese Praktik: „Zwischen D[ioning] und U[rning] ist diese Vereinigung nicht möglich. (...) An die Stelle des Einen ordentlichen Modus bei euch treten daher bei uns mehrere außerordentliche Modus.“²³⁹ Deren wichtigster sei die Masturbation: da sich die „erotische Anziehung, die der junge D[ioning] auf uns ausübt, (...) in seinen Liebesorganen“ konzentriere, sei deren „Berührung“ „für den urn.[ischen] Liebesgenuß (...) wesentliche Hauptsache“.²⁴⁰ Ulrichs lobte den Gerichtsmediziner Casper für dessen Feststellung, dass bei den sexuellen Praktiken der Päderasten die „Afteröffnung nicht selten dabei ganz unbeteiligt bleiben dürfte“.²⁴¹ Ulrichs' Ablehnung des Analverkehrs lag in seinem starren ersten Modell urnischer Liebe begründet, die er mit diesem Modell aufgegeben hatte. Caspers moralische Unterscheidung zwischen angeborener Päderastie und entsittlichten praktizierenden Päderasten lebte in der Moral der Sexualpathologie weiter. Die Homosexuellenbewegung pflichtete dieser moralischen Position bei: sie hielt es für taktisch klüger, „das allgemeine Vorurteil zu besänftigen“, indem sie den Analverkehr und damit die angebliche Minderheit, die ihn praktizierte, missbilligte. Die 1898 von Hirschfeld herausgegebenen Werke von Ulrichs wurden, so

²³⁵ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 63. Punkt 2 sei nicht immer anzutreffen. (ebd.)

²³⁶ Runte (1996), S. 83.

²³⁷ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 64.

²³⁸ Ulrichs (1994b [1868b]), S. 38.

²³⁹ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 7f.

²⁴⁰ Ulrichs (1994a [1865b]), S. 12.

²⁴¹ Casper (1852), S. 76. Ulrichs ersetzte den Wortteil 'After' durch drei Punkte. (Ulrichs (1994a [1865b]), S. 9.)

bemerkte treffend Ferdinand Karsch, „kastriert“: „jede Erwähnung des Worts ‘durchdringen’“ fehlte.²⁴²

Der Urning, ein determiniertes Subjekt – Selbst-Entlastung versus ‘Fremd’-Pathologisierung

„Ich mache die merkwürdige Erfahrung an mir: je mehr Beweisgründe ich entdecke für mein System, je sicherer und je klarer ich in demselben werde, um so mehr schmilzt alle meine frühere Bitterkeit dahin über die erfahrenen Unbilden.“²⁴³ – „O wäre ich früher über den Uranismus belehrt worden! 17 Jahre lang litt ich namenlos. (...) Ihre Schriften haben mir meinen Seelenfrieden zurückgegeben.“²⁴⁴

Die Entlastung, die Ulrichs durch „die theoretische Problematisierung seines Verlangens empfand“ – das deutete er bereits im eben zitierten Brief vom 22.09.1862 seinen Verwandten gegenüber an –,²⁴⁵ übertrug sich auf seine Leser. Ulrichs entwarf das „Bild eines determinierten Subjekts (...), das weder seine Sexualität noch daraus entstehende Charakterzüge wählte“: „Durch die Rechtfertigung des Subjekts aus der Natur, d. h. einer objektiven Ausgangsbasis, beschrieb Ulrichs sich selbst und den ‘Urning’ im Allgemeinen als Resultat von (unverschuldeten) Vorgaben.“²⁴⁶ Doch seine Strategie, mittels eines biologistischen Beweises gegen gesellschaftliche, insbesondere juristische, Verurteilung gleichgeschlechtlichen Begehrens zu kämpfen, erwies sich als ein zweischneidiges Schwert. Die ‘Geister’, die seine Strategie in ihrem Sinne umzudrehen wussten, rief er selbst: Ulrichs schickte seine Arbeiten an Mediziner mit Bitte um Kommentar.²⁴⁷ Insbesondere die Post an Richard von Krafft-Ebing erwies sich als diskursgeschichtlich folgenreich. Dieser teilte Ulrichs in einem Brief vom 29.01.1879 mit:

„Das Studium Ihrer Schriften über mann männliche Liebe hat mich in hohem Maße interessiert. ... da Sie ... zum ersten Mal diese Thatsachen öffentlich besprechen. ... Von dem Tage an, wo Sie mir - ich glaube, es war 1866 - Ihre Schriften zusandten, habe ich meine volle Aufmerksamkeit der Erscheinung zugewendet, welche mir damals ebenso räthselhaft war als interessant; und die Kenntnis Ihrer Schriften allein war es, was mich veranlaßte zum Studium in diesem hochwichtigen Gebiet und zur Niederlegung meiner Erfahrungen in dem Ihnen bekannten Aufsatz im (Berliner) ‘Archiv für Psychiatrie’.“²⁴⁸

Ulrichs Kommentar auf die Reaktion der Mediziner spiegelte die Zweischneidigkeit seiner deterministischen Argumentation wider: einerseits Lob, dass Krafft-Ebing, Westphal u. a. nicht das Angeborensein der Erscheinung bestreiten würden, andererseits Kritik, da diese „das Urningthum nicht wie er für „eine physiologische (...) naturgesetzliche Thatsache“, sondern

²⁴² Kennedy (1990), S. 133. Sigusch mutmaßte, dass Ulrichs sehr wahrscheinlich nichts mit der von Benedict Friedländer so genannten „bettelhaften Theorie“ des „übermäßig vorsichtigen Herrn Hirschfeld“ hätte zu tun haben wollen. (Sigusch (1999a), S. 122.)

²⁴³ Ulrichs (1994a [1899]), S. 47.

²⁴⁴ Aus zwei Briefen eines Lesers an Ulrichs vom 10. und 17.03.1868. (Ulrichs (1994b [1868b]), S. 86.)

²⁴⁵ Müller (1991), S. 198.

²⁴⁶ Müller (1991), S. 195f.

²⁴⁷ Müller (1991), S. 130.

²⁴⁸ Ulrichs (1994d [1880]), S. 92.

„für eine pathologische Erscheinung halten würden.²⁴⁹ Ulrichs machte für diese unterschiedliche Bewertung die zugrundeliegenden Fälle verantwortlich. Seine „wissenschaftlichen Gegner“, die „Irrenärzte“, hätten ihre Beobachtungen an Urningen in Irrenanstalten gemacht: „Geistig gesunde U[rnin]ge scheinen sie nie gesehn zu haben.“²⁵⁰ Entscheidend für die Meinungsverschiedenheit war jedoch nicht die objektive Seite der Untersuchten, sondern die subjektive Seite der Untersucher. Das Interesse der Psychiater am Uranismus war professioneller Art: sie hatten ein neues Phänomen ‘entdeckt’, das sie „ihrer Kompetenz unterstellen wollten“.²⁵¹ Weil sie das Phänomen weder für ein Verbrechen noch für eine physiologische Tatsache, sondern für eine Krankheit hielten, unterstützten sie Ulrichs hinsichtlich der Abschaffung des ‘Urningsparagrafen’.²⁵² Doch den medizinischen Laien Ulrichs identifizierten sie mit dem in Frage stehenden Phänomen selbst: „Mitte der 60er Jahre trat ein gewisser Assessor Ulrichs, mit diesem perversen Trieb behaftet, auf (...) und verlangt nichts Geringeres als die Anerkennung der urnischen Geschlechtsliebe als einer angeborenen und damit berechtigten (...). *Der Verfasser* (...) bleibt nur den Beweis dafür schuldig, dass er *als eine angeborene Erscheinung* damit eo ipso eine physiologische und nicht vielleicht eine pathologische Erscheinung sei [meine Hervorh.].“²⁵³

Auch Krafft-Ebing blieb den Beweis seiner Meinung schuldig. Er hatte nur als ordentlicher Professor für Psychiatrie und Nervenkrankheiten die Definitionsmacht. Dass es sich nur um die strategische Interpretation von Hypothesen handelte, macht die Tatsache deutlich, dass sich Krafft-Ebings Spekulationen zur Ursache der konträren Sexualempfindung ab Anfang der 1890er Jahre wie die von Ulrichs auf die Bisexualitätstheorie gründeten, Krafft-Ebings und Ulrichs’ Bewertung des Phänomens sich jedoch bis kurz vor Krafft-Ebings Tod diametral unterschied. Dass sich dessen Position schließlich der von Ulrichs annäherte, hatte nichts mit neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zu tun.

3.5 Ambivalenz des Versuchs einer homosexuellen Selbstbestimmung

Klaus Müller hat darauf hingewiesen, dass sich die medizinische Konstruktion der homosexuellen Identität nicht derart vollzogen hat, „daß die Sexualpathologen den Anhängern der Männerliebe ‘von oben’ eine Identität verordnet hätten“. „Die Bestimmung des ‘Homosexuellen’“ habe „nur in einem Wechselverhältnis zwischen Betroffenen und Medizinern geleistet werden“ können. Der ‘Konträrsexuelle’ bzw. der ‘Homosexuelle’ stellten keine neuen Identitätskonstruktionen der Sexualpathologie dar, sondern waren bereits eine Variation: eine Pathologisierung des Urnings.²⁵⁴ Dieses Wechselverhältnis war diskursgeschichtlich von großer Bedeutung. Ulrichs’ Theorie ist jedoch nicht bereits dem Sexualitätsdispositiv zuzuschlagen,

²⁴⁹ Ulrichs (1994d [1880]), S. 92.

²⁵⁰ Ulrichs (1994d [1880]), S. 96.

²⁵¹ Müller (1991), S. 67.

²⁵² Vgl. die von Ulrichs erwähnten Mediziner in: Ulrichs (1994d [1880]), S. 26, 91.

²⁵³ Krafft-Ebing (1877), S. 305f.

²⁵⁴ Müller (1991), S. 89f.

dessen Bereich der Psychiatrisierung der perversen Lust sie *wider Willen* erst mit konstituiert hat.²⁵⁵ Ulrichs, der Jurist und nicht Mediziner war, argumentierte trotz biologistischer Hypothesen nicht als Naturwissenschaftler, sondern als ein emanzipationspolitisches Subjekt, das sich offen positionierte. Er ist nicht auf einen emanzipationsgeschichtlich erfolglosen Vorläufer Hirschfelds zu reduzieren. Ulrichs' Theorie stand am Schnittpunkt von Allianz- und Sexualitätsdispositiv hinsichtlich des Bereichs der Psychiatrisierung der perversen Lust.

„O! daß es mir möglich wäre, auch nur einen Augenblick lang euch in das Innere unserer Seele hineinzusetzen, so daß ihr empfindet, was wir empfinden, wenn wir die Blüte eines jungen Mannes erblicken. (...) Dann würde es euch gegenüber einer Rechtfertigung unserer Liebe ohne Zweifel überall nicht bedürfen.“²⁵⁶ So beginnt Ulrichs' erste Schrift *Vindex*. Das las Dirck Linck als Hinweis darauf, dass Ulrichs seine Forschungen „eher der Not als der Neigung folgend anfertigte“. Die „Gelehrtenmaske“ sei für Ulrichs „zweite Wahl“ gewesen, „eine Wahl aus strategischen Gründen“. Ulrichs könne, so Linck, bewusst gewesen sein, „welche Kränkung wissenschaftlichen Selbstbewußtseins (...) diese Einleitung bedeutet“.²⁵⁷ Der eingangs erwähnte Vorwurf von Sexualpathologen, Ulrichs habe pro domo geschrieben, kann als Rationalisierung dieser Kränkung verstanden werden. Ulrichs versuchte, mit ‚nackten kalten Vernunftschlüssen‘ zu überzeugen. Der Jurist eignete sich naturwissenschaftliches Wissen an. Als Naturforscher und Anthropologe war er Laie und galt den Fachwissenschaftlern damit als Dilettant – die Ausdifferenzierung der Humanwissenschaften im 19. Jahrhundert bedeutete das Ende des Ansehens von Universalgelehrten. Seine Rede schwankt „zwischen Expression und Argumentation, zwischen Rhetorik und Begründung“: „anders als nach ihm etwa Magnus Hirschfeld ist Ulrichs zur Kälte nicht fähig.“²⁵⁸ Hirschfeld redete als Spezialist, als Mediziner, als distanzierter Forscher, der sich anders als Ulrichs nicht selbst zum Objekt der Forschung machte.

Ulrichs hoffte, in Zeiten, in denen die Humanwissenschaften naturwissenschaftlich argumentierten, mit seiner avancierten evolutionistischen Theorie zu überzeugen. Er wollte seine Zwitter-Theorie sicher nicht bloß metaphorisch verstanden wissen. Dagegen spricht schon die diesbezügliche Redundanz und Detailversessenheit seiner Schriften. Dennoch lassen sich auch Anhaltspunkte dafür finden, den vergeschlechtlichten Substanzdualismus von Körper und Seele eher als eine *metaphorische* denn als eine naturwissenschaftliche Theorie zu lesen. Dass Ulrichs den Begriff der Seele – und nicht Psyche oder Gehirn – verwendet hat, obwohl jener bereits seit langem nicht nur aus der materialistischen Psychologie verschwunden war, deutet an, dass seine Theorie trotz Rezeption der Theorie des Urzwitternaturphilosophischen

²⁵⁵ Sigusch bezeichnete Ulrichs zwar als einen „der Begründer jener Scientia (homo)sexualis“ (Sigusch (1999a), S. 123), betonte jedoch zugleich, es sei „eine Absurdität, ihm vorzuwerfen, er habe die Reifikation oder Dispositivierung der späteren Homosexuellen betrieben, (...) indem er (...) letztlich (und vor allem erstmalig) ihre Existenzweise insgesamt auf die Schablonen der Objektive und Elementarformen zog, um sie ihres Eigensinns zu berauben. Wer das sagt, macht ein Sexualsubjekt für das verantwortlich, was dessen Verantwortlichkeit ohne sein Zutun ausschließt.“ (a.a.O., S. 125.)

²⁵⁶ Ulrichs (1994a [1864a]), S. VII.

²⁵⁷ Linck (2000), S. 119f.

²⁵⁸ Linck (2000), S. 121.

Vorstellungen näher stand als zeitgenössischen Psychologien oder neuropsychiatrischen Körper-Gehirn-Theorien. Das Hypothesengebäude der Ulrichs'schen Sonderanthropologie des 'dritten Geschlechts' funktionierte nur in der ersten Fassung, als prä-transsexuelle Theorie des Weiblings, der sich in seinem männlichen Körper unwohl fühlt. Als die Ulrichs zur Kenntnis gekommene Vielfalt der urchen Realität nicht mehr mit der klaren Arithmetik der Geschlechtskeime erklärt werden konnte, wurde seine Theorie nicht nur verwickelter, um nicht zu sagen unlogischer (z. B. hinsichtlich der Konstruktion urchen Gegenliebe), sondern auch metaphorischer: geschlechtliche Varietäten sollen in Kämpfen zwischen weiblicher Seele und männlichem Körper ausgefochten werden.

Schließlich: Ulrichs postulierte, dass sich der embryonale Keim der Geschlechtsliebe im Laufe der Ontogenese verflüchtige. Als ob er das gleichgeschlechtliche Begehren in der Natur verankern und zugleich die naturwissenschaftliche Nachweisbarkeit, d. h. auch die Widerlegbarkeit, seiner Hypothese von vorne herein ausschließen wollte. Im Gegensatz dazu werden später Sexualpathologen und Sexualwissenschaftler nicht müde werden, den unmittelbar bevorstehenden Beweis ihrer Hypothesen anzukündigen. Die Differenz zwischen dem ‚naturwissenschaftlichen Dilettanten‘ Ulrichs und dem Mediziner Hirschfeld macht in nuce folgende Bemerkung Hirschfelds deutlich. In seiner Einleitung zur 1920 erschienenen zweiten Auflage seines Opus magnum *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* schrieb er: „Das Entscheidende bei der konträren Sexualempfindung ist also nicht, wie Ulrichs vermeinte, eine *anima inclusa*, sondern eine *glandula inclusa*.“²⁵⁹ Glandula heißt Drüse: nach Experimenten mit Keimdrüsen sah Hirschfeld den Beweis der organischen Bedingtheit von Homosexualität als endgültig erbracht an.

Ulrichs „empfindet und handelt, als sei Subjektivität nicht nur ein ‚Machteffekt‘, sondern ‚Macht‘ auch ein Subjekteffekt. (...) Er folgt unwillkürlich willkürlich einem zentralen Gebot der Dispositive der ‚Macht‘ und des Wissens: noch das Intimste, Geheimste, Letzte, Gemeinsame, Unertraglichste, Schamloseste, Unaussprechlichste, Namenloseste beim Namen zu nennen.“²⁶⁰ Seine Hermeneutik des Begehrens ist Katalysator der Psychiatrisierung der perversen Lust im Sexualitätsdispositiv.

²⁵⁹ Hirschfeld, Magnus: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Zweite Auflage. Berlin 1920; hier: S. XIV; zit. nach Sigusch (1999a), S. 125.

²⁶⁰ Sigusch (1999a), S. 110.